Psychologie

Herkunftsbeziehungen des Schöpferischen?

Grundfragen einer Psychologie des produktiven Denkens

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades

genehmigt von der Philosophischen Fakultät
der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn

Von

Georg Meinecke
aus Berlin

1939

Johann Ambrosius Barth / Leipzig

Berichterstatter:

Professor Dr. Erich Rothacker

Professor Dr. Siegfried Behn

Tag der mündlichen Prüfung: 22. Juni 1938

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

D 5

Diese Arbeit erschien in der
„*Zeitschrift für Psychologie*“, Band 146, Heft 1 bis 3 (1939)

Inhaltsverzeichnis

I. Orientierung. Einleitung S. 69. Die Antinomie des neuen Anfanges und seiner Herkunftsbeziehungen. Vorbemerkungen über den neuen Anfang. Tarnungen des Schöpferischen: a) in allgemeineren Aufklärungen; b) in Theorien des produktiven Denkens. II. Entwicklung der Theorie des produktiven Denkens. A. Die psychoorganischen Funktionen S. 90. Die Einzigartigkeiten. Verwandtschaften und Verwandtschaftsdispositionen. Die Durchstimmungen. Die weiterdrängenden Tendenzen. Die aufkeimenden Determinationen. Die Frage der Notwendigkeit. Die Wachstumsbestimmung. B. Der geistige Prozeß S. 116. Die Denkwährungen („Die Denkelemente"). Die unterschiedliche Bestimmungsherkunft. Die übergreifenden Verbände. Das Problem des Es-denkt-in-mir. Die lebenstypische Führung. Die selbstgesetzte Gefährdung. Die Zügelung zur Gelungenheit. Die Wahrheit in der Gelungenheit. III. Schrifttum S. 153.

I. Orientierung

Einleitung

Die interessante und rätselhafte Persönlichkeit des genialen schöpferischen Menschen ist im guten und im schlechten Sinne zu allen Zeiten anstößig gewesen. Und das ist wohl der eigentliche Grund dafür, daß über das Genie von den verschiedensten Gesichtspunkten aus immer wieder Betrachtungen und Überlegungen angestellt werden. Trotz der zahlreichen psychologischen, psychiatrischen, kultur- und geisteswissenschaftlichen Untersuchungen ist aber das Rätsel der Genialität bisher ungelöst geblieben. Es scheint in der Natur des genialen Schaffensprozesses selbst begründet zu sein, daß er nicht analysiert werden kann. Die Selbstaussagen produktiv Schaffender heben diesen Umstand ausdrücklich

hervor [1], und es liegt dem gewiß nicht die Sorge um den Glorienschein zugrunde, sondern eine Einsicht in die tatsächlichen Zusammenhänge, die jedem irgendwann einmal Halt gebietet, der sich um eine Erklärung bemüht. Pirandello äußert sich in einem ähnlichen Sinne: „Wenn man das Genie leicht definieren könnte, dann wäre es nicht Genie. Alles, was leicht definierbar ist, ist im Gegensatz zum Genie. Dieses kleine undefinierbare Etwas, das wir Genie nennen, ist so sehr außerhalb unseres Verständnisses gelegen, daß wir der Analyse einfach mit der Feststellung aus dem Wege gehen: Hier hat das Genie geschaffen."

Die meisten Schriften behandeln den eigenartigen Habitus des Genialen und seine seelische Verwurzelung. Für diese Forschungen ist vorwiegend eine vergleichende Psychologie angesetzt worden, die nahe Beziehungen zum außergewöhnlichen Seelenleben, zum Traum und zum Unbewußten, zur archaischen und allgemeinen Symbolik, zum Somnambulismus, zur Benommenheit, Besessenheit und Ekstase, zur Pubertät, Erotik und Sexualität, zum Gebaren der Jugendlichen und Primitiven, zu Persönlichkeitsspaltungen, zum krankhaften Seelenleben, zu labilen Persönlichkeitstypen, zu seelischen Einzelerscheinungen wie Gedankenübertragung, Hellsehen, zum „zweiten Gesicht" und zur Eidetik, zu Suggestionen, Perseverationen, Auflockerungen und Verkrampfungen, Rauschzuständen usw. aufgezeigt und kritisch untersucht hat.

Auffällig ist, daß unter diesen unzähligen Schriften nur wenige die Kernfrage behandeln, welchen denkpsychologischen Gesetzen zufolge die Produktion zustandekommt. Ernsthaftes haben in dieser Richtung vor allem Giese, Erdmann, Maier, Volkelt, Séailles, Müller-Freienfels, Köhler, Selz, Duncker und Bahle unternommen.

Wenn nun die Frage nach den denkpsychologischen Zusammenhängen von neuem aufgenommen werden soll, so keineswegs in der Hoffnung, das Rätsel der Produktion zu lösen. Es dürfte aber eine immerwährend fruchtbare Aufgabe sein, psychologische Grundauffassungen in seiner Nähe anzusiedeln.

In diesem Sinne interessieren die Tugenden und Untugenden des Genies eigentlich nicht so sehr als vor allem das schöpferische Vermögen, jene „Kraft" des Genies, von der Goethe [2]

[1] Vgl. die Antworten auf die Umfrage von Kankeleit: Die schöpferische Macht des Unbewußten, 1933.

[2] Eckermann, Gespräche mit Goethe. III, 158.

sagt, daß sie dieselbe sei, „ob einer sich in der Wissenschaft genial erweist oder im Krieg und in der Staatsverwaltung oder ob er ein Lied macht". Im genialen Menschen erlebt damit etwas seine außergewöhnliche Manifestation und Bewährung [1], das irgendwie auch im gewöhnlichen Seelenleben eine wichtige Rolle spielen muß. Es soll das ganz Besondere und andere des Genies nicht verkannt werden, aber wie Erfindungen, die uns im Alltag ständig umgeben, alsbald ihren außergewöhnlichen Charakter verlieren, ähnlich sind uns die seelischen Vorgänge kaum als von einem schöpferischen Vermögen abhängig bewußt, und es dürfte eine interessante Aufgabe sein, nicht nur das außergewöhnliche, sondern dieses und das allgemeine schöpferische Vermögen nach seinen Funktionsbedingungen zu befragen.

Es mag gewagt erscheinen, ein derartig umfassendes Problem in dem Rahmen dieser kurzgefaßten Arbeit, der nicht einmal für die eingehende Beschreibung einzelner Phänomene ausreichen würde, behandeln zu wollen. Wir helfen uns damit, durch Beispiele und Wortbilder knapp und doch nicht beziehungsarm das vorwiegend Interessierende zu bestimmen, ohne es aus seinen ganzheitlichen Zusammenhang herauszunehmen. Die Wortbilder sollen nicht etwa „erklären"; sie sind nur ein Hilfsmittel, um Erscheinungen und Probleme überhaupt erst einmal zur Sprache zu bringen; denn für eine Theorie des dynamisch-produktiven Denkens reichen die gebräuchlichen, vorwiegend aus mechanistischen Bildern entstandenen Bezeichnungen nicht aus. Es geht hier nicht um Worte, sondern um das was dahintersteht! Jede Erkenntnisaufgabe erfordert — streng genommen — ihre eigenste Erkenntnismethode. Für die im seelischen Geschehen auch vorhandenen mechanischen Regeln lassen sich Rubriken und Tabellen zusammenstellen, wenn man dagegen gerade das Lebenstypische sucht, so wird man sich notgedrungen auch lebenstypischer Methoden bedienen müssen, und der Psychologe hat gar keine Veranlassung sich deswegen etwa zu entschuldigen, weil diese Methoden nicht dem Ideal physikalischen Experimentierens entsprechen.

Die Antinomie des neuen Anfanges und seiner Herkunftsbeziehungen

Versteht man unter Produktion nicht allein eine Tätigkeit, sondern die Gestaltung neuer Seinsformen, dann ist vor allem das Neue hervorstechendes Ergebnis eines schöpferischen Prozesses. Nicht das Neue um jeden Preis, das leere Neue, betont Rothacker[2], sondern eine neue, qualitative Inhaltlichkeit, oft unberechenbar und überraschend auftauchend, ist der wesentliche Grundeindruck.

[1] Vgl. E. Rothacker, Vom Geiste des Erfindens. *Z. f. Stahl u. Eisen* **57**, 1937, H. 1, S. 1—5.

[2] E. Rothacker, Das Wesen des Schöpferischen. *Blätter f. d. Phil.* **10**, 1936, H. 4.

Die Frage nach der Möglichkeit dieses Neuen soll Ausgangsstellung unserer Untersuchung sein. Ist es aus Bekanntheitstendenzen[1] verständlich zu machen? Woher kommt es, war es schon angelegt? War sein Werdeprozeß ziellos oder gerichtet? War die Zügelung eine straffe oder eine gelockerte? Oder ist das Neue einfach ein Geschenk des Himmels, eine Laune des Weltgeschehens etwa? Ist der Mensch Urheber? Wenn ja, welche Fähigkeiten sind es, denen zufolge der Mensch Neues setzen kann? Das sind viele Fragen, welche sich um Grundfrage gruppieren: Wie ist das Neue den Bekanntheitstendenzen gegenüber zu verstehen? Wie ist es überhaupt möglich?

Sehr vertraut ist das Verfahren, das Neue, das Unbekannte, dem Bekannten anzugleichen. Was neu ist, bleibt nicht neu. „Es muß beizeiten weg." Es gibt mehrere Möglichkeiten, sich des Problems zu entledigen: Der eine Weg wird von der Elementenauffassung, der andere von der Ganzheitsauffassung beschritten. Zwischen ihnen vermittelt die Komplextheorie, die allerdings zur Gestalttheorie im Gegensatz steht und im Grunde an der Elementenauffassung näher orientiert ist (vgl. den Streit zwischen W. Köhler und G. E. Müller).

Betont man etwa, das Neue sei nur eine Kombination bekannter Einzelteile, oder das Ergebnis im ähnlichen Sinne vorbereiteter Konstellationen, so erledigt man die Frage nach dem Neuen ein wenig zu voreilig. Selbst, wenn das Neue nur in einer Kombination bekannter Teile besteht, so ist es doch selbst neu und nicht bekannt, denn sonst würden wir nicht von einer neuen Kombination sprechen dürfen. Und der Erfindungskampf um die Sinnfindung, die meist sehr schwierige Suche gerade nach den einfachsten Kombinationen, verrät bereits, daß sich die Teile nicht einfach in automatischen Ergänzungen zu den neuen Kombinationen zusammenfinden. Aber auch die alleralltäglichste Kombination erfordert einen Prozeß, der eine Neuheitstendenz enthält. Nennt man alles, was nicht neu werden will, Bekanntheitstendenz, und nimmt man an, es gäbe nur

[1] Unter Bekanntheitstendenzen wollen wir jene Tendenzen verstanden wissen, welche Gegebenes, Formen und Funktionen in ihrer Eigenart erhalten möchten. Wir finden diesen Begriff in verschiedenen Färbungen vor, z. B. im Beharrenden, Sichdurchhaltenden (Durchhaltungen), in der „Ruhe" und inneren Abgeschlossenheit („Immanenz"), in „Gleichheiten", in der „Identität" und in allen Widerständen gegen eine Veränderung (vgl. die weitere Entwicklung).

Bekanntheitstendenzen, dann wäre selbst das Zustandekommen einer einfachen neuen Kombination unmöglich. Erklärt man aber, das Neue sei Zusammensetzung, dann hat man — ohne sich dessen recht bewußt zu sein — bereits (mechanische) Neuheitstendenzen vorausgesetzt, d h. man hat die Frage nach dem Zustandekommen des Neuen gar nicht beantwortet. Man vermeidet derartige Scheinerklärungen, wenn man vorerst einmal konsequent annimmt, es gäbe nur Bekanntheitstendenzen. Dann muß man notwendig Neuheitstendenzen hinzunehmen. Ob diese „von selbst", mechanisch zustandekommen, „gegeben" sind usw. das sind besondere Fragen. Wir fragen einstweilen nach den Herkunftsbeziehungen der Neuheitstendenzen, die sich natürlich nicht aus Bekanntheitstendenzen erklären lassen, auch dann nicht, wenn sich die Neuheitstendenz in dem Prozeß der einfachen Kombination bekannter Einzelteile vorfindet.

Die Ganzheitsauffassung — das Ganze ist mehr als die Summe der Teile, ist vor den Teilen — hat dagegen einen Wesenszug des Schöpferischen einfach in sich aufgesogen. In dem Mehr-als-Summenhaften, das den Komplex der Teile sozusagen „überstimmt", beginnt gewissermaßen ein Neues. Dieses Neue ist in der Ganzheit anscheinend schon vorweg enthalten, so daß die Operation mit Ganzheiten und Gestalten das Problem gar nicht beachtet, bzw. es vorwegnimmt. Und es ist deshalb wichtig, nach der Entstehung der Ganzheiten, nach dem Zustandekommen jener ganzheitlichen „Überstimmungen" (vgl. S. 97 u. 99f.) zu fragen; denn — obwohl die empirischen Nachweise wie: Wahrnehmungsganzheit (Gestalt), Gefühlsganzheit, Persönlichkeit, Gemeinschaft, Volkskörper usw. sehr plausibel sind und die Ehrenfelskriterien eindeutig bestimmen, wodurch sich Ganzheiten ausweisen — worin nun aber eigentlich das Ganze mehr ist als die Summe der Teile, das ist bis heute nicht geklärt. Es liegt auf der Hand, daß in diesem Sinne die Frage nach dem Schöpferischen mit der nach dem Werden und Gewordensein einer Gestalt eng verwandt ist. Wenn z. B. ein Erwachsener liest, so ist sein Lesen ganzheitlich geführt, er „überfliegt" das Geschriebene; der ABC-Schütze aber buchstabiert Wort für Wort, und obwohl auch er schon „vorspürt", so charakterisiert aber sein Buchstabieren noch deutlich den Vorgang der Zusammensetzung. Die entscheidende Frage ist hier: Wie wird eine Gestalt, eine Ganzheit, das Mehr-als-Summenhafte; woraus ergibt sich die „Über-

stimmung", jene Neuheitstendenz, die nicht auf bekannte Teile zurückzuführen ist? —

Ich opponiere damit nicht gegen die Ganzheitsauffassung, wohl aber gegen die Verwahrlosung des Ganzheitsbegriffes. In einer früheren Arbeit[1] habe ich selbst die Ganzheitsauffassung für die Probleme der Reproduktion anzuwenden versucht, und hier gehen wir mit ihrer Hilfe an das Problem der Produktion heran, ohne diese Probleme jedoch von vornherein durch die Verwendung des Ganzheitsbegriffes in Bausch und Bogen zu erledigen.

Einerseits beginnt die neue Ganzheit mit sich selbst, anderseits scheint sie von den (bekannten) Teilen nicht unabhängig zu sein. Ist aber das Neue (das Ganze) nur aus den Bekanntheiten (den Teilen) bestimmt, dann ist es in Wirklichkeit nicht neu. Handelt es sich lediglich um eine neue Kombination, dann ist die Herkunft des Neuen in dieser Kombination den gleichen Fragen unterstellt. Fällt das Neue vom Himmel, kommt es aus dem Nichts, dann ist es nicht zu begreifen, warum wir oft ein Neues sich entwickeln sehen und warum ein Erfinder sich um seine Neuheit bemühen mußte. Ist es plötzlich einfach da, so muß es doch irgendwo hergekommen sein. Ist der Weg unsichtbar, so muß das Werden doch aber einen Weg „gegangen" sein. Ist das Neue bloß ein Schein, dann fragen wir nach der Herkunft des Neuen im Schein. Einerseits kann es nicht aus Bekanntem zusammengestückt sein; anderseits ist es fraglich, woher es dann aber entstanden ist. Der Hinweis auf das Unbewußte verdrängt die Frage in ein anderes Gebiet, ohne sie zu beantworten.

Die Antinomie, die uns in diesen Fragen beschäftigt, läßt sich folgendermaßen herausstellen:

1. Das Neue (bzw. die Ganzheit) beginnt mit sich selbst.
   Begründung: Sobald es nur aus Bekanntheiten besteht, kann es nicht neu genannt werden; oder aber das eigentliche Neue (in einer neuen Kombination z. B.) ist eben nicht das Bekannte.
2. Das Neue ist herkunftsbezogen.
   Empirische Feststellungen legen die Auffassung nahe, daß auch das Neue nicht abgeschnitten ist von einer Herkunft. Es ist nicht wahrscheinlich, daß es aus dem Nichts oder aus einer absoluten Beliebigkeit hervorgegangen ist.

Vorbemerkungen über den neuen Anfang

Obwohl diese Antinomie in den verschiedensten Verkleidungen oft durchdacht worden ist, obwohl man sie selbst oft durchdacht

[1] G. Meinecke, Naturgesetze des Immateriellen. Überlegungen zur Überwindung der mechanistischen Naturauffassung. Mit einer Einführung von Prof. Dr. H. Driesch. Marburg, Euker, 1937.

hat, kann man während einer Diskussion ihrer angewandten Entsprechungen immer wieder die Feststellung machen, daß das Denken zwischen den beiden Gegensätzen, dem ganz Neuen einerseits und der Betonung, es sei alles schon dagewesen anderseits, dauernd oszilliert.

Je nach dem Persönlichkeitstypus und je nach dem Beobachtungsstand wird die eine Seite mehr betont als die andere. Durch Gegenargumente, welche die eine Möglichkeit in ein schlechtes Licht setzen, kann man regelrecht Umkippungen erzeugen, wie sie aus der Wahrnehmung der Vexierbilder (Becherfigur usw.)[1] bekannt sind. Und ähnlich wie bei den Wahrnehmungsbildern entscheidet man sich einmal mehr für das Ganzheitliche, dann aber mehr für das darin enthaltene Teilgeformte[2], indem man in einer Schöpfung einmal die Neuheit betont, dann aber auf die Teile hingewiesen wird, die in ihm enthalten[3], früher schon dagewesen und anscheinend nur neu kombiniert worden sind.

Eine einfach hingegebene Betrachtung erlebt eine Schöpfung wie ein Wunder, eine vergleichende und kritisch untersuchende (analysierende) dagegen unternimmt mit den Vergleichungen insgeheim oft Angleichungen und verkleinert damit das Überraschende des ersten Eindruckes. Wo man bevorzugt auf ein Erklären und Vergleichen ausgerichtet ist, verkleinert man ungewollt das Neue, und „Ben Akibas" Worte sind so flügge geworden, daß man es geradezu beweisen muß, daß es etwas Neues tatsächlich gibt: Die ganze moderne Welt der technischen Schöpfungen ist erfüllt von Neuheiten.

Diels[4] hat zwar eine antike Technik — Schlösser, Schlüssel, Uhrwerke, Wegmesser, Fackeltelegraphen, Depeschenräder, Färbemethoden, primitive Dampfmaschinen und Warenautomaten (Heron) — beschrieben, dennoch ist natürlich u n s e r e Welt eine neue. Elektrizität kannte man wohl vor unserer Zeit schon, aber elektrische Straßenbahnen nicht, ebensowenig Glühbirnen und Radioapparate und Röntgendurchleuchtungen und vieles andere, was hier nicht im einzelnen aufgezählt werden muß. Die Neigung, alles aus Anlagen zu entwickeln, als sei die moderne Welt nur eine Vervielfältigung der Angelegtheiten der alten, geht oft sehr weit. Meint doch Diels (S. 63)

---

[1] F. Sander, Experimentelle Ergebnisse der Gestaltpsychologie. X. Kongreßbericht. Jena 1928. S. 32. — L. J. Martin, Über die Abhängigkeit visueller Vorstellungsbilder vom Denken. *Z. Psychol.* 1914, S. 214.

[2] W. Köhler, Psychologische Probleme. Berlin, Springer, 1933. S. 118 ff., Abb. 15—18.

[3] Das Wechselspiel von Teil und Ganzem hat neuerdings auch Bahle treffend hervorgehoben: J. Bahle, Das Teil-Ganze-Problem im künstlerischen Schaffensprozeß. *Arch. ges. Psychol.* **99**, 1937.

[4] H. Diels, Antike Technik. Leipzig 1914.

es sei nicht ganz ausgeschlossen, daß der Erfinder des ersten Warenautomaten (P. Everitt, London 1885) von den Ideen Herons (Weihwasserautomaten) beeinflußt worden sei. Dagegen lassen sich keine Beweise anführen; einem Erfinder würde es jedoch viel näher liegen, zu meinen, daß Everitt ganz von selbst „auf die glückliche Idee gekommen sei", sozusagen einen „selbsttätigen Verkaufsladen" zu erfinden.

Es muß hervorgehoben werden, daß Erfinder in der Regel zu sklavischen Nachahmungen nicht disponiert sind; wenn sie stehlen, stehlen sie mit gutem Gewissen; etwa ein guter zufällig zugetragener Gedanke wird „ausgenutzt", um bereits vorbereitete Spannungen zu lösen. Ohne Anstrengung nachahmen, das liegt einem Erfinder nicht, weil nicht die fertige Erfindung, sondern das Erfinden seine Leidenschaft ist. Unabhängig voneinander greifen oft mehrere Erfinder aus einem gegebenen Rahmen die gleichen Lösungen heraus. Leibniz[1] ist als echter Erfinder hier zu nennen, nicht nur, was seinen Prioritätsstreit mit Newton, sondern z. B. auch seine Erfindung der „allgemeinen Charakteristik" anbetrifft, die nicht so neuartig war, wie er das glaubte. Hören wir ihn aber selbst darüber:

„Nun bin ich wie eine Art Schickung schon als Knabe auf diese Betrachtungen geführt worden, die seither, wie es mit ersten Neigungen zu gehen pflegt, stets auf das tiefste meinem Geiste eingeprägt blieben. Zweierlei kam mir dabei erstaunlich zustatten — was gleichwohl oft bedenklich und manchem schädlich ist —: erstens, daß ich fast ganz Autodidakt war, sodann aber, daß ich in jeder Wissenschaft, an die ich herantrat, sogleich nach etwas Neuem suchte: häufig noch ehe ich ihren bekannten, gewöhnlichen Inhalt ganz verstand. Dadurch gewann ich zweierlei, ich füllte meinen Kopf nicht mit leeren Sätzen an, die mehr auf eine gelehrte Autorität als auf wirkliche Gründe hin angenommen, und die man später nur wieder zu vergessen hat; ferner aber ruhte ich nicht eher, als bis ich in die Fasern und Wurzeln einer jeden Lehre eingedrungen und zu den Prinzipien selbst gelangt war, von denen aus ich aus eigener Kraft all das, womit ich es zu tun hatte, aufzufinden vermochte."

Auch Kant[2] — der strenge Gelehrte — deutet eine ähnliche Einstellung an, wenn er schreibt:

„Schriften über die Materie, über welche man nachdenkt, muß man nicht nachlesen, sonst bindet man das Genie . . ." Oder: „Auch beim Bücherlesen ist es ratsam, daß man zuerst flüchtig durchliest, wenn man gleich nicht alles versteht; findet man, daß der Autor selbst nachgedacht und nicht

[1] G. W. Leibniz, Hauptschriften. Hrsg. von Cassirer. Leipzig 1924. 1. Bd., S. 31.

[2] Brief an M. Herz vom 21. Febr. 1772. — Otto Schlapp, Kants Lehre vom Genie und die Entstehung der Urteilskraft. Göttingen 1901. S. 215/216.

bloß geschmiert habe, noch auch alltägliches Zeug erzählt, so liest man es nach einem nicht großen Intervalle noch einmal."

Das mag in diesem engen Rahmen genügen, um die Behutsamkeit zu begründen, die uns davor zurückhält, einzelne Sätze in der Lehre solcher Denker anzukreuzen, um sie bei Früheren und noch Früheren nachzuweisen. Man könnte die Umfrage erweitern und würde sehr oft auf das Selbstzeugnis stoßen, daß solche Denker vieles bereits erdacht hatten, was sie später zufällig in älteren Schriften bestätigt fanden.

Diese Beispiele sollen nur die einfache, schlechthin gegebene Tatsache des Aufkommens einer Neuheit demonstrieren; die philosophischen Modifikationen, diese Tatsache zu erklären oder aus der Welt zu schaffen — Gedanken über ewige Ideen oder keimhafte Anlagen und Potenzen, die ewige Wiederkunft usw. — berühren die schlichte Gegebenheit einstweilen in keiner Weise.

Skizzenhaft seien hier einige allgemeinere Entwicklungsprinzipien genannt, die für die Entwicklung eines Denkvorganges aber doch von Bedeutung sind. So ist beispielsweise zu beachten, daß eine allmähliche Entwicklung den Eindruck des Neuen häufig gänzlich verwischt. Die einzelnen Schritte sind eng miteinander verwandt und ihre Unterschiedlichkeit ist geringfügig, so daß sie die Erscheinung des Neuen gar nicht aufkommen lassen. Ob aber das Neue plötzlich oder allmählich zustandekommt, ist für die Tatsache seines Vorhandenseins selbst gleichgültig.

„Es gibt eine schöpferische Entwicklung", schreibt Vierkandt[1] „Die Zukunft verläuft nicht nach Analogie der Vergangenheit, sondern enthält zuweilen Wendungen in sich, die sich in keiner Weise aus den Gesetzmäßigkeiten des bisherigen Geschehens berechnen lassen."

Demgegenüber muß allerdings beachtet werden, daß sich gewisse Traditionen so ohne weiteres nicht durchbrechen lassen. Geprägte Formen beharren, und im Rahmen dieser Beharrlichkeit ist dem Neuen nur ein bestimmter Spielraum gelassen[2]. Solche Durchhaltungen (vgl. unsere späteren Ausführungen) besitzen anderseits nur eine bestimmte „Reichweite". So kommt der Mensch aus der Haut seines Menschseins nicht heraus, das ist sein Rahmen[3], den er so ohne weiteres nicht sprengen kann.

[1] A. Vierkandt, Gesellschaftslehre. Stuttgart 1923.

[2] Vgl. E. Rothacker, Geschichtsphilosophie. München 1934. S. 63ff.

[3] Neuerdings spricht Petermann von einem Daseinsrahmen, vgl. B. Petermann, Wesensfragen menschlichen Seins. Leipzig 1938.

Aber die Bestimmungszentren der in diesem Rahmen entstandenen Verbände — der größeren und der kleineren in ihm — stehen nicht unabänderlich fest, sie vibrieren gewissermaßen, und es kann — sei es durch Revolutionen oder in unmerklicher Allmählichkeit — ein solcher Rahmen auch einmal gesprengt werden. Irgendwann muß z. B. auch das Menschsein einmal begonnen haben.

Es läßt sich eine Entwicklung nicht durch eine einzige, einteilbare Linie darstellen, sondern nur als ein Ganzheitlich-Bewegtes, das dauernd zwischen den Polen der Beruhigung und Beunruhigung eingespannt ist. Vom Kochtopf bis zur modernen Dampfmaschine läßt sich eine Entwicklung verfolgen [1], in der die „geschmeidigen" Übergänge vermißt werden. Der Kochtopf war einmal eine in sich fertige Sache, ebenso der Papinsche Topf und dann die verschiedenen primitiven Modelle der Dampfmaschine — obzwar keines wirklich den Wünschen seiner Erfinder entsprochen haben mag. Der eigentliche Übergang ist im Erfindungskampfe, im Für und Wider der Erwägungen des nachdenklichen Erfinders und damit im Verborgenen vollzogen worden. Was wir heute an Abstammungskennzeichen ermitteln, sind großzügige Durchhaltungen, die daran „erinnern", daß die gegenwärtige Form aus einer früheren mitbestimmt worden ist. Es lassen sich diese Zusammenhänge übrigens nicht durch das Gegensatzpaar: kontinuierlich-diskontinuierlich beschreiben (beachte die Entwicklungstranszendenz; vgl. S. 112 ff.)[1], und es führt in tiefgreifende naturphilosophische Überlegungen hinein, wenn man die Frage verfolgt, warum die fließenden, geschmeidigen Übergänge „verdeckt" werden. Das jeweils „Fertige", Geprägte behauptet seine Existenz, und es bedarf oft der geheimsten Gedankenkeime, um diese Existenz zu stürzen. —

[1] Das erinnert an analoge Erscheinungen in der Entwicklungsgeschichte des Organischen. Das Fehlen der Übergänge hat den Vertretern der Abstammungslehre viel Kopfzerbrechen gemacht. Man kennt beispielsweise Schlangen mit und ohne Giftzahn, aber solche mit einem halben oder dreiviertel Giftzahn kennt man nicht. Das hat man damit erklärt, solche untüchtigen Zwischenformen seien ausgestorben. Wie aber, wenn sie gar nicht zustandegekommen sind? Die Plötzlichkeit der Mutationen in der organischen Formbildung beweist, daß ein neues Fertiges in die Welt gesetzt werden kann — mag es nun gesund oder krank sein —, ohne daß es dazu eines fließenden Überganges bedurfte. Der plötzliche „Übergang" einer Mutation aber besitzt viele Anzeichen eines Schöpfungsprozesses, einer Erfindung im gewissen Sinne, daß es sich lohnt, einmal darüber nachzudenken, wieweit das Organische überhaupt Erfindungskraft besitzt.

In einem etwas anderen Sinne dient z. B. auch das wissenschaftliche Experiment der Überbrückung beunruhigender Situationen, d. h. Lücken im menschlichen Erkenntnisgange werden „übergangen". Im Rahmen eines radikalen Determinismus wäre das Experiment sinnlos, hebt Driesch[1] gelegentlich mit Recht hervor. Was sich mosaikmäßig anstücken läßt und automatisch ergibt, brauche ich nicht erst durch ein Experiment zu beweisen. Oft, darf man sagen, ist der überbrückende Sprung so groß, daß es kein Denker gewagt hätte, ihn von den Bekanntheiten her zu konstruieren. So hat der experimentelle Nachweis der Röntgenstrahlen eine Welt erobert, die, wäre sie 50 Jahre vorher von einem fähigen Theoretiker aus der derzeitig bekannten physikalischen Welt abgeleitet worden, sicherlich niemand anerkannt hätte. —

Es wäre verfehlt, Beweise für und gegen das Selbstbeginnen des Neuen zu sammeln; damit würde das Problem selbst nicht angegriffen; es soll das Neue hier lediglich der Opposition wegen so ausschließlich betont werden, um voreiligen Kompromissen vorzubeugen. In diesem Sinne sei schon jetzt auf die Erscheinung der Plötzlichkeit und Sprunghaftigkeit und auf das Unpersönliche des „glücklichen Einfalles" hingewiesen und an einige Zeugnisse produktiv Schaffender erinnert[2]:

Fontane (von Zwanzig bis Dreißig, 657): „Beim Ankleiden überkam es mich plötzlich, und einen Stiefel am Bein, den anderen in der Hand, sprang ich auf und schrieb das Gedicht in einem Zuge nieder. . ."

Grillparzer (Ahnfrau, Werke V, 93): „Mit derselben Plötzlichkeit wie bei anderen Stoffen gliederte sich dieser ungeheure . . ."

Nietzsche (Ecce homo): Man hat nicht, man sieht nicht; man nimmt, man fragt nicht, wer da gibt, wie ein Blitz leuchtet ein Gedanke auf mit Notwendigkeit und in der Form und ohne Zögern — ich habe nie die Wahl gehabt. . . . Die Unfreiwilligkeit des Bildes, des Gleichnisses ist das Merkwürdigste. Alles bietet sich als der nächste, der richtigste, der einfachste Ausdruck. Es scheint wirklich, als ob die Dinge selbst herankämen und sich zum Gleichnis anböten.

Helmholtz: Günstige Einfälle und Zufälle sind da, ohne daß man weiß woher. In anderen Fällen treten sie plötzlich ein, ohne Anstrengung wie eine Inspiration.

Hebbel (Tagebücher IV, 320): Wunderlich-eigensinnige Kraft, die sich jahrelang so tief verbirgt, wie eine zurückgetretene Quelle unter der Erde,

---

[1] H. Driesch, Grundprobleme der Psychologie. Leipzig 1926. S. 223.

[2] Vgl. F. Giese, Das außerpersönliche Unbewußte. Braunschweig 1924. Giese ließ sich durch diese Tatsachen zu einer Theorie führen, welche vom Außerhalb der Persönlichkeit eindringende Anreize verantwortlich macht für die Fremdartigkeit der Schöpfungen. Wenn ich mich seiner Hypothese auch nicht anschließen kann, so sei sie angeführt als Beweis dafür, wie sehr die Tatsache des Unpersönlichen den Psychologen beeinflußte.

und die dann, wie diese plötzlich und oft zur unbequemsten Stunde, wieder hervorbricht.

W. Goethe (Gespräche mit Eckermann II, 137): In der Poesie lassen sich gewisse Dinge nicht zwingen, und man muß von guten Stunden erwarten, was durch geistigen Willen nicht zu erreichen ist. . . . (162): Jede Produktivität höchster Art steht in Niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen ... ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut wie es ihm beliebt, und dem er sich bewußtlos hingibt, während er glaubt, er handele aus eigenem Antriebe. . . . (Brief an Schillee): Wir können nichts tun als den Holzstoß erbauen und recht trocknen; er fängt alsdann Feuer zur rechten Zeit, und wir verwundern uns selbst darüber.

Unzählig sind die Beispiele, die sich im ähnlichen Sinne hier anschließen lassen[1]. Das Fremdheitsgefühl kennt auch der Betrachter, wenn er von einer Neuheit überfallen wird. Allerdings ist es meistens nur im „ersten Augenblick" da. Es ist erstaunlich, mit welcher Selbstverständlichkeit der moderne Mensch Neuerungen in Besitz nimmt.

Ohne sie recht zu verstehen, genügt häufig das bloße Wissen davon, darüber schon einmal gelesen zu haben, um den Reiz des Neuen völlig zu verwischen. Das ist auch eine Ursache jenes Geredes, es sei alles schon dagewesen. Diesbezügliche psychologisch-experimentelle Untersuchungen würden das sehr schnell nachweisen[2]. Anderseits soll aber die Unangefochtenheit dem Problematischen gegenüber als heilsame Unterbrechung und Entlastung eines schöpferischen Prozesses nicht verkannt werden. Gerade das weiterdrängende Schaffen braucht in vielfacher Hinsicht Entlastungen[3]. —

Man könnte meinen, das Neue werde durch die zeitliche Plötzlichkeit nur vorgetäuscht. Es düpiere durch sein unvermitteltes Auftreten und sei gar nicht so erhebend; in Wirklichkeit seien es ganz bekannte und verständliche Dinge, die mit einem Trick wie in der Kunst des Zauberkünstlers in einer ungewöhnlichen Kombination vorgeführt werden. Gern pflegt man das Ei des Kolumbus in solchem Zusammenhange zu nennen.

Aber es ist eindeutig, daß dieses kleine Kunststück eben ein erfundener Trick ist, und die eigentliche Kunst nicht in dem Kunststück, sondern in seiner Erfindung zu suchen ist. Das Überraschende mag durchaus ein düpierendes Element einer Erfindung sein, wichtig ist, das eigentlich Neue zu befragen. Auch die alltäglichen überraschenden „Kombi-

[1] Zeugnisse zum Teil aus Behaghel: Bewußtes und Unbewußtes im dichterischen Schaffen. Gießen 1906.

[2] Vgl. Keller, Bekanntheits- und Fremdheitsgefühl. *Z. Psychol.* **96**, 1925.

[3] Vgl. Ach, Finale Qualität, a. a. O. — G. Meinecke, Die Wahrheit in der Gelungenheit. Eine Skizze über die Wahrheitssuche des dramatischen Denkens. Handschrift in der Rothacker-Geburtstagsgabe 1938 (unveröffentlicht).

nationen" sind nicht nur „zufällige" Kombinationen, jedenfalls ist auch das geringwertige Neue, namentlich, wenn es als „überstimmendes Neues" in Erscheinung tritt, genau so problematisch wie irgendeine andere großartige Neuerung. —

Es sollte in diesen Vormerkungen nur angedeutet werden, daß die Frage des Neuen und seiner Herkunftsbeziehungen ein breites Fundament hat und zuerst einmal geklärt werden müßte, ehe man versucht, sie voreilig aus der Welt zu schaffen. Es ist dafür im Grunde ganz gleichgültig, ob eine originelle Idee aus einem plötzlichen Einfall oder allmählich, aus zäher, mühevoller Arbeit hervorging: an einem Pole der Entwicklung ist das Neue da, an dem anderen war es noch nicht da, das ist die Stellung des Problemes. Die Frage der Grenzbestimmung, die „Grenz- und Meilensteine" des neuen Anfanges interessieren uns nicht so sehr. Der Mensch ist im Greisenalter ein durchgehend anderer Mensch als in seiner Jugend, wann er ein anderer wurde, darüber könnte man lange streiten.

Tarnungen des Schöpferischen

a) in allgemeineren Aufklärungen

Wo man bemüht ist, alles aufzuzählen, was am Zustandekommen eines Werkes beteiligt war, wird durch die Betriebsamkeit eines solchen Unternehmens das eigentlich Schöpferische dabei oft gänzlich übersehen. Man kann im Werke sozusagen Bestandteile und Triebkräfte deutlich unterscheiden (vgl. S. 121 f.). Aber diese an sich richtige Unterscheidung verführt sehr leicht zu Schematisierungen, die zwar übersichtliche Zusammenstellungen ermöglichen, jedoch gänzlich falsch, dem eigentlichen Wesen eines schöpferischen Prozesses ganz entgegengesetzt sind.

Es sind Methoden der Komplexergründung entwickelt worden, die verschiedene Herkunftsgebiete bearbeiten, im Grunde aber untereinander verwandt sind. Ob man Erlebnisse, Umwelteinflüsse, Charaktereigenschaften, Erbanlagen, Mythen, Traumsymbole usw. in der Schöpfung wiederfindet oder Beeinflussungen aus der Erziehung und persönlichen Erfahrung des Schöpfers, in all diesen Fällen handelt es sich um den Nachweis von Herkunftsbeziehungen, die den Komplex der Bestandteile ausfüllen sollen. Daran ändert sich im Grunde auch nichts, wenn man auf die latente Mitwirkung solcher Einflüsse hinweist, in den Traumsymbolen z. B. verdrängte Wünsche und andere aus der Persön-

lichkeit stammende Strebungen wiederfindet, was bekanntlich von den Psychoanalytikern (vgl. Freud, Stekel, Sadger, Pfister) sehr überschätzt worden ist. In all diesen Fällen handelt es sich um Komplexergründungen, die das Neue einer Schöpfung eben deshalb nicht erfassen, weil sie bestenfalls auf den Nachweis der latenten Anregungen, und im Grunde doch auf den Bekanntheitsgehalt, auf die Teile der Komplexe und auf den Nachweis ihrer Herkunftsbeziehungen ausgerichtet sind. Wir betonen dagegen die Gestaltbildung (darüber hat Siebert [1] experimentell gearbeitet) und nicht allein das latent schon Dagewesene. Die Erforschung des Herkommens der Komplexe ist zwar auch wichtig, sie soll hier aber zurückstehen, weil sie bereits in vielen anderen Arbeiten bevorzugt vorgenommen und in ihrer Bedeutung überschätzt wurde.

Schon die Frage nach den „Bestandteilen" einer Schöpfung ist viel problematischer als das im allgemeinen vorausgesetzt wird. Wir können nur einige Probleme skizzieren: Die Bilder, welche z. B. ein Künstler aus seiner Umwelt empfängt — seine Erlebnisse usw. — kehren oft in mehr oder weniger deutlichen Verkleidungen in seinen Werken wieder, sie sind aber ebensooft nur eine äußerliche Steuerung, oft Gegenpol oder gänzlich unbedeutend. — Schon für das nur Eingefügte, einfach Übernommene, läßt sich ein „Element" nicht nur als Mosaikstück auffassen. Im Kunstwerk schmelzen die Grenzen oft völlig ein, und es ist gar nicht so undenkbar, wenn von Künstlern behauptet wird, die Farbe — ihr rohes Material — sei ein Bestandteil der Schöpfung, nicht nur ihr Leuchten, sondern auch ihr physisches Sein sei Inhalt der Schöpfung. Oder: Wenn etwas von der Lust des Erfindens in die Erfindung selbst übergeht, so handelt es sich auch hierbei nicht nur um ein bloßes Enthaltensein. Ebenso trägt ein Werk nicht nur den „Stempel der Persönlichkeit" [2]. Im gleichen

[1] K. Siebert, Die Gestaltbildung im Traum. *Arch. ges. Psychol.* **90**, 1934. — Derselbe, Die Einstellung im freien Einfall. *Ebenda* **90**, 1934. — Derselbe, Fehlleistung und Traum. Wien u. Leipzig 1934.

[2] Für das Problem Werk und Persönlichkeit muß beachtet werden, daß die Originalität des Werkes nicht aus der Persönlichkeit des Schöpfers einfach nur „abgeleitet" werden kann. Oft bedarf es eines intuitiven und schöpferischen Vermögens, um die „Durchstimmungen" rückschließend zu erforschen. So wie z. B. ein Geschichtswerk über die Person des Geschichtsschreibers hinauswächst, so erst recht das künstlerische Werk. Die Persönlichkeit — und in ihr der Charakter — ist etwas, was sich überwinden will. Zudem müßten auch die tieferen Schichten einer Persönlich-

Sinne ist es nicht nur die Resultante der persönlichen Erfahrungen. Es schaffen diese Dispositionen den Rahmen, in dem sich ein schöpferisches Vermögen erst bewähren muß. Vorsichtshalber sollte man die Gegebenheiten als Wirkungshilfe werten.

Die Bedeutung des Dynamischen für die seelischen Gestalten im allgemeinen ist natürlich keineswegs übersehen worden. Man vergleiche die Begriffe der psychischen Kräfte und Energien (Lipps, Bleuler, Jung) der seelischen Energie und Lebensschwungkraft (Bergson), der Entelechie (Aristoteles, Leibniz, Driesch) der Libido (Freud oder Jung), der Konation (Mc Dougall), der Finalität (Jung) und der Zukunftsbezogenheit (Alverdes). Aber der Begriff der seelischen Energie — so sehr man es betont, daß er mit dem der Physik nichts gemein habe — ist nur ein Hilfsbegriff, ein Wortbild, welches aus der mechanistischen Naturauffassung entlehnt worden ist. Im großen und ganzen wird etwa das seelische Gefüge wie ein vulkanisches Geschehen vorgestellt, eine nähere Erläuterung der lebenstypischen Energie wird nicht gegeben. Man operiert mit ihr — und in ähnlicher Weise mit Triebkräften, Zielbestimmungen, Willens- und Aufgabenbestimmungen, Tendenzen, Strebungen usw. — die seelische Energie wird in irgendeiner Form als gegeben vorausgesetzt, aber ihr Zustandekommen im Ganzen nicht erklärt, das Problem, woraus und woher die „Energie" entsteht, gar nicht gestellt. Es soll uns deshalb später vor allem das Weiterdrängen und seine Abhängigkeit von anderen seelischen Funktionen interessieren (vgl. S. 99 ff.); dieses ist z. B. dadurch ausgezeichnet, an Zielbestimmungen und Zielerfüllungen noch kein Genügen zu finden, indem es in Ziele hinein- und über Ziele hinausfließt. Für den „Antrieb" setzen wir nicht einfach irgendeine „Kraft" voraus — uns genügen deshalb die Schemata: Reiz—Reizantwort (Reflex), Aufgabe—Lösung, Zielbestimmung—Zielerfüllung nicht — sondern wir untersuchen das Aufkommen der „Triebkräfte". Eine restlose Zielerfüllung würde nämlich jeweils „Schluß" machen — man beachte in diesem Zusammenhang auch die Beschränkung der Lehre von den Schlüssen auf das Frage-Antwort-Schema! —; neue Schöpfungen könnten dann immer nur durch zufällig gegebene Aufgaben als Zielbestimmungen in Gang gebracht werden. Man

keit berücksichtigt, u. a. eine Charakterkunde der Tiefenperson (vgl. Rothacker) herangezogen werden.

erkennt schon hier die Gezwungenheit einer solchen im Grunde mechanistischen Auffassung. Das „überfließende“ Weiterdrängen, die spontanen Schaffensantriebe (vgl. Bahle) und die wirklich produktive Einbildungskraft z. B., welche die Setzung von Aufgaben und insbesondere kritische Situationserweiterungen mit umfassen, können allein aus diesem Schema nicht verstanden werden. Und im gleichen Zusammenhange ist es fraglich, ob Notzustände, durch das Schicksal bedingte Aufgabenstellungen, eigentliche Triebfedern eines schöpferischen Prozesses sind. Zweifellos regt die Not zum Erfinden an, aber die Not selbst ist nicht erfinderisch.

Wir beachten, daß in all dem das Leben da sein muß, das sich nötigen läßt. Warum antwortet das Lebewesen auf Notzustände, warum stirbt es nicht einfach? Eine Schöpfung läßt sich nicht automatisch durch die Not in Betrieb bringen, und so wenig aus dem Unbelebten Lebendiges herausgepreßt werden kann, so wenig kann allein durch Notzustände eine Schöpfung „herausgepreßt“ werden. Das schöpferische Vermögen im lebendigen Geschehen ist auch hier eine notwendige Voraussetzung, wobei es gefragt bleibt, was denn dieses „schöpferische Vermögen“ eigentlich ist.

Einstweilen sei nur darauf hingewiesen, daß nicht nur die Angst und die Not Anregung einer Schöpfung sein können, sondern auch das Spiel, das Lachen und der Leichtsinn. Die Verführung zum Wagnis, das unschuldige Hineintappen eines unbekümmerten Kindes in ein vordem unbekanntes Gelände, voreilige, vorwitzige Unbekümmertheit, leichtbeschwingte Unangefochtenheit usw. führen oft erst in Aufgabensituationen hinein, die im ängstlichen, vorsichtigen, tastenden Erkenntnisverfahren vielleicht niemals entdeckt worden wären. Verführung, Mitgerissenheit, spielendes Hineintappen, vorwitziges Vorgreifen, Nasenstüber, Zurechtweisungen, stürmische Begeisterung, Entmutigungen, Wiederermutigungen, Aussichtslosigkeiten und Überlistungen, neue Aussichten und ein immerwährendes Weiterdrängen schaffen erst den Strom des schöpferischen Lebens.

Das Lebensspiel mit seinen teils zweckbezogenen, teils zweckfreien Tendenzen vollzieht sich trotz seiner Beweglichkeit keineswegs beliebig; es bleibt u. a. bezogen auf seine artgebundene, innere Reinheit; es kann allerdings auch aus sich selbst heraus erkranken, zu Spielereien oder gar zu Wucherungen ausarten. (Seelische Wucherungen entstehen, indem weiterdrängende

Tendenzen entarten, deren Anfangsschritte noch im Gesunden liegen können: Unternehmungssucht, „fixe Ideen", Ausschweifungen, Vergnügungssucht, Geltungssucht, Geiz, Geldgier, Spielerleidenschaft, Machtgier, krankhaftes Mißtrauen, Rachsucht, Pedanterie, „Spielregel-Fanatismus", Wahnsysteme usw.) Im allgemeinen aber begünstigen gerade Beweglichkeit, Schwunghaftigkeit und Zügigkeit — aus gesunder Anlage geführt — eine ganzheitlich eingebettete, innere Gesundheit der Gestaltungen.

b) in Theorien des produktiven Denkens

Es wäre ungerecht, die Assoziations- und Elementenpsychologien lediglich als solche hinstellen, die sich seelische Prozesse einfach als eine Wiederholungsmaschinerie hätten vorstellen wollen. Zwar war das Problem der Reproduktion das beherrschende, das als solches Sorge genug bereitete, aber schon Reproduktionen sind ohne einen Gehalt von Produktivität nicht denkbar, und im Grunde ist es diese Tatsache gewesen, welche die Assoziationspsychologien nie zur Ruhe kommen ließ.

In der zitierten Arbeit habe ich das Problem der Reproduktion vom Standpunkte einer Ganzheitsauffassung[1] aus behandelt, und dabei ist es für viele Problembeziehungen deutlich geworden, wie sehr schon ein gewöhnliches Erinnern einen immer wieder neuen Erweckungsprozeß[2] erforderlich macht, der zwar im allgemeinen ohne Besonderheiten zu verlaufen scheint, in Wahrheit aber jeweils eine Neuheit ist, die als solche allerdings nicht auffällig wird. Ich will hier nicht von einem ausgesprochen schöpferischen Prozeß sprechen, in diesem Zusammenhange lediglich auf die Protokolle von Wenzl[3] über Erinnerungsarbeit bei erschwerter Wortfindung verweisen, die oft sehr an eine schwierige Denkarbeit — an ein „Forschen" in der eigenen Seele sozusagen — erinnern.

Indem man nicht die absolute Gleichheit, sondern die Ähnlichkeit der assoziierten Komplexe betonte, konnte man es auch schon mit Hilfe der Assoziationspsychologie begreiflich machen, daß immer wieder neue Erscheinungen, mindestens neue Konstellationen, durch die Reproduktion zustandekommen mußten, obwohl es damit natürlich nicht geklärt war, wie eine sinnvolle Lösung entstand, d. h. warum die Wiedererweckungen gerade in dem Sinne „ähnlich" sein konnten, daß sie die Lösung ergaben.

[1] G. Meinecke, a. a. O. S. 34.

[2] G. Meinecke, a. a. O. S. 64 den Abschnitt: Das eigenwillige Denken. — Vgl. Bergson, Die seelische Energie. Jena 1928. S. 43 ff., 67 ff., 118.

[3] A. Wenzl, Erinnerungsarbeit bei erschwerter Wortfindung. *Arch. ges. Psychol.* 85 u. 97.

Von der Problematik der Ähnlichkeitsauffassung sei dabei ganz abgesehen.

Einen großen Sprung weiter kam man, als man auf die „determinierenden Tendenzen" (Ach)[1] aufmerksam wurde. Jede Aufgaben- oder Zielbestimmung hinterläßt nachhaltige Tendenzen, die zwischen Aufgabe, Reiz einerseits und der Antwort und dem Willen anderseits auch unbewußt wirksam sein können.[2] Die determinierenden Tendenzen bringen Zielbestimmungen in den assoziativen Ablauf hinein, können zwar — wie es Prandtl[3] richtig bemerkt hat — auf „Assoziationstendenzen" durchaus nicht verzichten, vermögen jedoch „Richtungen" zu bestimmen. Unerledigte Aufgabensituationen „wirken nach" und können in äußerlich nicht sichtbarer Weise den „assoziativen Ablauf" determinieren. Diese Tatsache — wie gesagt von einer Kritik der Assoziationspsychologie wollen wir hier ganz absehen — hat sich Selz[4] in seiner umfangreichen Untersuchung hauptsächlich zunutze gemacht, indem er das Schema: Aufgabenbestimmung—Lösungsmethode verwendet, und für die letztere vorwiegend eine determinierte Komplexergänzung in Anspruch nimmt. Allerdings sieht Selz in der Aufgabenbestimmung und Zielsetzung nicht die einzige Determination — wohl eine sehr wichtige — er kennt z. B. auch Mitteldeterminationen und verwendet den Ausdruck „Determination" häufig in einem sehr erweiterten Sinne für jede determinierte Komplexergänzung. Darüber hinaus spielen Teilbestimmungen der Aufgaben und der gebräuchlichen Mittel, unvollständige Antizipationen und mehr oder weniger durchgreifende Abstraktionen (insbesondere die „zufallsbedingte Mittelabstraktion") eine bevorzugte Rolle in Selz' Theorie.

Bevor ich darauf näher zu sprechen komme, möchte ich eine allgemeine Kritik einschalten, die ich schon einmal berührte, die nicht nur die Selz'sche, sondern Denkpsychologien überhaupt betrifft, welche sich offen oder insgeheim von dem Schema: Auf-

---

[1] N. Ach, Über die Willenstätigkeit und das Denken. Göttingen 1905.

[2] Ach beschränkt die determinierenden Tendenzen keineswegs nur auf Willensbestimmungen. Vgl. N. Ach, Analyse des Willens. Berlin 1935. S. 169.

[3] Prandtl, Assoziationspsychologie. Osterwieck 1928.

[4] O. Selz, Zur Psychologie des produktiven Denkens und des Irrtums. Bonn 1922. — Derselbe, Die Gesetze der produktiven Tätigkeit. *Arch. ges. Psychol.* **27**, 1913. — Derselbe, Der schöpferische Mensch. *Z. päd. Psychol.* 32. Jg. Leipzig 1931.

gabenbestimmung—Lösungsmethode leiten lassen: Es wird eine Aufgabe gesetzt oder für gegeben angesehen. Das Schicksal oder der Vl. „stellt" solche Aufgaben. Es soll die Bedeutung der Untersuchung einer Lösungsmethode keineswegs verkannt werden, wenn ich hier darauf hinweise, daß Produktion im wahren, reinsten Sinne die Stellung der Aufgabe, die Aufgabensetzung, mit umfassen muß. Man kann Aufgaben stellen, die bereits ihre Lösung in sich tragen, und manche Duplizität von Erfindungsgedanken ist gerade aus dieser Tatsache zu begreifen. Es soll gern zugestanden werden, daß eine reine Produktivität selten verwirklicht wird, und es ist niemals eine Unabhängigkeit von einem gegebenen Rahmen festzustellen; wo aber das produktive Denken zur Debatte steht, muß man das Vermögen der Aufgabensetzung und die spontanen Schaffensantriebe[1] mit berücksichtigen. Man vernachlässigt sonst in den Lösungsmethoden, die nicht vorwiegend eine beantwortete Frage sind, das Vermögen der selbständigen Setzung. Im übrigen soll weiter zugestanden werden, daß das Schema: Aufgabe—Lösungsmethode ein gutes Hilfsmittel, daß die Aufgabenbestimmung eine Tatsache ist und ebenso die anderen nachfolgend beschriebenen Erscheinungen wirklich vorkommen, daß sie lediglich auf ihre Gültigkeitsbereiche beschränkt werden müssen.

Die Situationserweiterung, welche sich aus vorwiegend reproduktiven Mitteln schon im gewöhnlichen Denken nachweisen läßt, habe ich an anderer Stelle (a. a. O., S. 79) belegt. Das eigenwillige Denken „setzt" etwas nicht erst unter Einwirkung einer Aufgabe, sondern oft aus sich selbst heraus. Der Herrscherwille, der sich Aufgaben setzt, ist z. B. hier zu erwähnen[2]. Nicht allein die Betonung der Determination und der Tendenz sondern die Frage, ob die Lösungsmethode „setzen" kann — ohne von einer Aufgabe vorwiegend bestimmt zu sein, ist hier wichtig, und zwar unabhängig von der Tatsache, daß die meisten Erfindungen aus gegebenen Aufgaben angeregt und durch Nötigung geradezu herausgefordert wurden. Das eigentlich schöpferische Vermögen ist kein Schulbub, der seine Aufgaben richtig oder falsch löst, sondern es vermag selbst neue Gestalten (und Aufgaben) zu setzen.

Im ähnlichen Sinne muß mit der Tatsache der Zufallshilfe, wie sie Köhler, Selz, Duncker und andere aufgezeigt haben, vorsichtig umgegangen werden. Ich habe die Zufallshilfe

[1] Vgl. dazu die ähnlich gerichteten Bemerkungen von Bahle über schöpferische Antriebsformen. Bahle, Der musikalische Schaffensprozeß. Leipzig 1936. S. 134.

[2] Vgl. Lersch, Der Aufbau des Charakters. Leipzig 1938.

selbst einmal beschrieben[1], opponiere also nicht gegen die Tatsache ihres Vorkommens. Vorsichtshalber soll sie jedoch als Wirkungshilfe aufgefaßt werden, obwohl gerade die Zufallshilfe oft so überraschend und ähnlich in der Erscheinung ist wie der „zündende Funke", der „rettende Einfall", mit dem sie derart verschmelzen kann, daß ihr ein wesentlicher Anteil am Schöpfungsprozeß zugesprochen werden muß.

Diese Zufallshilfe kann die Frage nach der menschlichen Schöpferkraft häufig einfach entlasten, nicht jedoch unsere Frage nach der Entstehung des Neuen überhaupt. Wir möchten damit einstweilen nur erreichen, daß der Zufall nicht schlechterdings für jede ungewöhnliche Kombination ausgenutzt wird. „Zufällig kam mir der Gedanke, zufällig kombinierten sich Elemente zum Ungewöhnlichen, zufällig fügte es sich zum Ganzen . . ." Oder aber: „Die Zufälligkeit des Schicksals stellte mir eine ungewöhnliche Aufgabe vor Augen . . . alles andere ergänzte sich". So ließe sich der Begriff des Zufalles ausnutzen und seine Anwendung als berechtigt wahrscheinlich machen. Auch das Hineinfließen eines Lebensprozesses in immer neue Situationen soll uns in der grundsätzlichen Untersuchung, die wir im nächsten Abschnitt endlich beginnen wollen, als Problem, nicht als Selbstverständlichkeit, beschäftigen. Aus ähnlichen Gründen haben wir im durchaus denkpsychologischen Interesse unsere Untersuchung auf ein breiteres Fundament gesetzt und sie nicht erst mit der gegebenen Aufgabe und Situation beginnen lassen.

Duncker[2] bringt in seiner experimentellen Arbeit zur Untersuchung der Lösungsfindung einige Termini, die sich bei näherem Zusehen als sehr nahe an Selz orientiert erweisen. Dunckers Begriffe des „Thematischwerdens" der „Disponibilität" und der „Auflockerung von Situationsmomenten" (S. 28, 29) werden von Selz — weniger ganzheitsbetont allerdings — aus der „Teilwirksamkeit der Aufgabe" und aus „Abstraktionen" vorgegeben. In allen diesen Begriffen spielt die Auflockerung im Gegensatz zu einem starren Lösungsschema eine große Rolle. Fervers[3]

[1] G. Meinecke, Einige technische Konstruktionsaufgaben. *Arch. ges. Psychol.* **92**.

[2] K. Duncker, Zur Psychologie des produktiven Denkens. Berlin 1935.

[3] E. Fervers, Im Anschluß an de Kruif zur Logik und Psychologie der Entdeckung. *Z. ang. Psychol.* **55**, 1938. — Derselbe, Über Michael Faradays Entdeckung der Induktion.

spricht von „Bildkernen“ und Behn[1] treffend von „kernströmigen Bildern“. Ich selbst habe a. a. O. auf die „Durchbrechung der Gewohnheitsstrukturen“, auf „feingezügelte Gestalten“ und deren Existenz zwischen „ausgeprägter und unausgeprägter Differenzierung“ hingewiesen. Alle diese Erscheinungen werden von Erfindern bestätigt und sollen uns später unter dem erweiterten Gesichtspunkt der inneren Beweglichkeit und Gefährdung interessieren. Auch der Übergang zu „nebengeordneten Phasen“ (Duncker, S. 14) wie er namentlich im Anschluß an „Konflikte und Korrekturen“ zustandekommt, durchbricht ein starres Lösungsschema. Das kann zu einer gänzlichen „Umstrukturierung und Umzentrierung“ (Duncker, S. 34, 110, 132) führen. Spricht man von „Umkippungen“, dann bleibt es unbeantwortet, warum der Lösungsweg gerade zur „richtigen“ Gestalt „umkippen“ mußte.

In diesem Zusammenhange seien auch die Suchunternehmungen erwähnt: Ein „Anpeilen“ und „Probieren“ versucht die Lösungsgestalt „herauszufordern“, und obwohl das Probieren selten direkt zum Ziele führt, so „lockt“ es die Lösung „aus ihrem Versteck“ hervor. Wie das gerade im „richtigen“ Sinne geschieht, bleibt natürlich für alle diese Erscheinungen gefragt.

Die Auflockerung selbst kann man durch Hinweise auf physische Dispositionen verständlich machen: Herabgesetzter Bewußtseinsgrad, somnambule Benommenheiten, unausgeprägte Differenzierung, Träumen und „Dösen“, labile Grundformen der Leib-Seele-Ganzheit (Jaensch), Störungen des Nervensystemes[2] und der Wahrnehmungsapparate, innere Unruhe, Heterogenität in der Organisation des gesamten Lebensgeschehens — nicht-physisch bedingte „Organisationsfehler“ — und die Regenerationen während der Wachstums- und Reifeprozesse. Antworten des Lebewesens auf physische Störungen (z. B. Infektionskrankheiten) lassen sich auch als Regenerationsprozesse auffassen, deren immerwährende Erneuerung mit den Umschmelzungsprozessen während der Reifezeit vergleichbar sind.

Solche Umschmelzungsprozesse ermöglichen immer wieder einen neuen Anfang. Jede diesbezügliche Erneuerung ist natür-

[1] S. Behn, Schönheit und Magie. München 1932. S. 231 ff., 240. — Derselbe, Über Erfindung. *Phil. Jahrb.* **50**. Fulda 1937.

[2] Zum Problem Genie und Wahnsinn vgl. insbesondere die Materialsammlung von Lange-Eichbaum, Genie, Irrsinn—Ruhm. München 1928.

lich ein gefährdeter Prozeß. Aber die Tatsache der Gefährdung — das sei bei dieser Gelegenheit gleich erwähnt — darf nicht zu äußerlich gesehen werden. Die Auffälligkeiten der labilen Persönlichkeiten und eine gewisse Ängstlichkeit der außenstehenden Beobachter verführen sehr leicht zu einseitigen Betonungen der Gefahren der Auflockerungen. Die Schöpfung großer Gestalten aber kommt in der Regel aus einem Vermögen zustande, welches einerseits Auflockerungen und Großzügigkeiten unternimmt, anderseits aber — und oft überraschend und blitzschnell — ungewöhnliche und unerwartete Verschärfungen und treffsichere Bestimmungen erzielt. Und das eigentliche Problem beginnt auch hier erst mit der Frage, wie eine sinnvolle Gestalt aus den Gefährdungen — die ganz verschieden geartet sein können — zustandekommen konnte. —

II. Entwicklung der Theorie des produktiven Denkens

A. Die psychoorganischen Funktionen

Die Einzigartigkeiten

Wir beginnen unsere eigene Theorie mit der Behandlung einiger Fragen, die sozusagen Organisatoren des Problems der Produktion sind, und stellen an den Anfang die Einzigartigkeiten, die im oszillierenden Individualitätsbewußtsein des Schöpfers [1] und im Werke selbst funktionelle Bedeutung haben. Das Wechselspiel einer Verschärfung der Individualität einerseits und einer Hingebung an das Gemeinschaftliche anderseits ist im Schöpfungsprozeß ein wesentlicher Charakterzug. Es ist indessen zweckmäßig, den Begriff der Individualität nicht zu verwenden, da man ihn recht verschiedenartig auffassen kann [2]. Wir sprechen von Eigenheiten und betonen die qualitative Einzigartigkeit die von einem bloßen Einzelsein deutlich unterschieden ist.

Wir interessieren uns für diese Einzigartigkeiten nun allerdings nicht deshalb, um etwa nachzuweisen, daß jedes Werk einzigartig ist. Für technische Erfindungen ist diese Tatsache übrigens durchaus diskutabel. Warum

[1] Fr. Meinecke hat das schwankende Individualitätsbewußtsein deutlich bei Schiller aufgezeigt; vgl. Fr. Meinecke, Schiller und der Individualitätsgedanke. Leipzig 1937.

[2] Vgl. Rothacker, Logik und Systematik der Geisteswissenschaften. München 1927. S. 69/70.

so nüchterne Dinge[1] wie Eisenbahnen, Straßenbahnen, Schiffe[2] in jedem Lande und zu verschiedenen Zeiten ihr eigenes Gepräge besitzen, ist angesichts der technischen Normierungsbestrebungen auch für die psychologische Untersuchung außerordentlich wichtig.

Die Existenz von Einzigartigkeiten soll uns hier beschäftigen, weil wir eine weitergreifende Entwicklung darauf aufbauen müssen. Die Erörterungen um den Ausspruch von Leibniz: „Es gibt keine zwei ununterscheidbaren Einzeldinge", sind in neuerer Zeit vielfach wieder aufgenommen worden[3], und es soll für den Anfang vornehmlich die Gültigkeitsweite und Gültigkeitstiefe derartiger Behauptungen klargestellt werden. Denn dieser Satz ist der Organisator größerer Zusammenhänge, was bei Leibniz deutlich erkennbar ist, aber auch in modernen Betrachtungen immer wieder durchbricht.

Das Prinzip der Einzigartigkeiten läßt sich dahingehend formulieren, daß sich im natürlichen Geschehen keine absoluten Gleichheiten verwirklichen lassen, die sich von einer Einzigartigkeit völlig abgelöst haben. Und obwohl man es gern anerkennt, daß zwei gleiche Dinge nicht möglich sind, daß sich zwei gleiche Kugeln auch künstlich nicht herstellen lassen usw., die Erweiterung dieser Tatsache dahingehend, daß absolute Gleichheiten überhaupt nicht möglich seien, wird man mit Mißtrauen aufnehmen. Es sei nun gleich vorweg darauf hingewiesen, daß ein Beweis der absoluten Unmöglichkeit von Gleichheiten schlechterdings in der Tat nicht vorgeführt werden kann. Zwar habe ich bisher kein Ding gefunden, daß einem anderen absolut gleich gewesen wäre, aber eine ausnahmslose Gültigkeit könnte erst dann behauptet werden, wenn auch diejenigen Dinge berücksichtigt wurden, die noch nicht in unseren Gesichtskreis kamen, die z. B. erst später entstehen. —

[1] Ohnesorge, „Schraubrill", Die Geschichte einer Erfindung. Berlin 1937. S. 127 f.

[2] Gröner, Das Schiffsäußere im Lauf der Zeiten. Rundschau techn. Arbeit.

[3] J. Volkelt, Das Problem der Individualität. München 1928. — H. Schmalenbach, Leibniz. München 1921. S. 50. — Fr. Meinecke, Die Entstehung des Historismus. I. Bd. München 1936. S. 33. — Scheler, Wesen und Formen der Sympathie. Bonn 1923. S. 144. — Rickert, Über die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. 2. Aufl. S. 206, 215 (Einmaligkeit). — Simmel, Lebensanschauung. München 1918. S. 12. — Klages, Vom Wesen des Bewußtseins. Leipzig 1933. S. 21 ff. — G. Meinecke, Naturgesetze . . . S. 9.

Wir beschränken deshalb die Behauptung der ausnahmslosen Gültigkeit auf unseren Erfahrungsbereich. Es ist gleichgültig wie man jenen Satz theoretisch wertet, wichtig ist nur, daß man die Unsicherheiten, welche man ihm gegenüber oft vorfindet, nicht als Unsicherheiten des Satzes ausdeutet. Der rationale Satz: „Alle echten Schimmel sind weiß" scheint absolut sicher zu sein. Aber dieser Satz erkauft seine Sicherheit aus einer Abstraktion. Abgesehen davon, daß keiner der echten Schimmel in gleicher Weise weiß ist, ist das „Weiße als solches" in jedem Schimmel anzutreffen; verwirklicht ist dieses aber immer nur in einzigartiger Qualität. Wenn man von dieser Wirklichkeit absieht, so tut, als könnte das Weiß ohne einzigartige Qualität existieren, unternimmt man etwas vielleicht gedanklich durchaus Zulässiges und Notwendiges, aber eine Selektion, der gegenüber die Tatsächlichkeit der Einzigartigkeit als Berichtigung betont werden könnte. Es wird später deutlich werden, daß Abstraktionen durchaus nicht völlig freie Setzungen des denkenden Menschen sein müssen, vielmehr auch aus Vorgegebenheiten veranlaßt sind. Ganz unabhängig von der Frage der gedanklichen Abstraktion und der Tatsache der Identität, soll hier einstweilen nur betont werden, daß in der physischen Wirklichkeit eine „Idee" von ihrer Einzigartigkeit nicht völlig abgetrennt werden kann, daß sich reine und absolute Gleichheiten nicht verwirklichen lassen, und daß diese Tatsache den so „sicheren" Abstraktionen gegenüber als eine Berichtigung angesehen werden muß. Ob eine solche Berichtigung jeweils „praktischen" Wert hat, ist eine Frage für sich.

Es lassen sich keine Gleichheiten nachweisen, indem man etwa als Beispiel anführt, zwei Freunde hätten das gleiche Lebensziel oder ein gleiches Reiseziel — sie fahren meinetwegen nach Afrika —; auch kann man nicht sagen, wenn man zweimal dasselbe Ziel erreichte, etwa zweimal ins Schwarze traf, man habe damit genau das gleiche Ziel getroffen. Zwar überdeckt die Bleikugel das Zentrum, aber sie überdeckt es jeweils in anderer Weise. Wir wollen solche Zielerfüllungen immer großzügige Zielerfüllungen und die durch sie aufgewiesenen Gleichheiten „großzügige Gleichheiten" nennen. Diese Benennung erfaßt gleichzeitig auch die großzügige gleiche Zielvorstellung „Afrika" der beiden Freunde.

Volkelt[1] hebt vor allem die Ununterscheidbarkeit im Bereiche des Sinnlich — Gegebenen hervor und betont: „daß völlige Gleichheit dadurch ausgeschlossen ist, daß jedes Blatt, jeder

[1] Volkelt, Das Problem der Individualität. München 1928. S. 18. — Vgl. Brentano, Psychologie II, S. 201 f. — Driesch, Ordnungslehre. 1923.

Tropfen in einem bestimmten Hic-et-Nunc existieren". Die Hic-et-Nunc-Auffassung in diesem Sinne irritiert jedoch. Zwar ist es richtig, daß zwei Körper schon darin unterschiedlich sind, daß sie in einem eigenen Orte existieren. Aber betont man das allein, so kommt man unweigerlich in Spekulationen über Raum und Zeit als abgelöste Gebilde hinein. Es muß aber hervorgehoben und sozusagen als Hic-et-Nunc-Auffassung höherer Ordnung verteidigt werden, daß die beiden Körper, mitverursacht aus ihrem unterschiedlichen Orte, aus der Umgebung ganzdurchwirkt unterschiedlich beeinflußt werden. Von Menschen, die in eine andere „Umgebung" versetzt werden und zu anderen Zeiten leben, wird man das anerkennen; aber auch rein physische Körper können sich den Einflüssen ihrer Umgebung nicht entziehen. Zwar sind solche Einflüsse äußerlich oft „unwesentlich". Aber die Entscheidung darüber, ob wesentlich oder unwesentlich, ist niemals starr festgelegt und keineswegs aus der oberflächlichen, sinnlichen Anschauung zu ermitteln. Ein Körper wird von Radiumstrahlen beeinflußt, obwohl das äußerlich gar nicht in Erscheinung tritt. Ja, solche Einflüsse können gegenwärtig ganz unwesentlich sein, und erst viele Jahre später zur eigentlichen Auswirkung kommen.

Das ganzdurchwirkte Anderssein der Einzigartigkeiten zueinander ist überall nachweisbar. Obwohl Brüder, die dem gleichen Erbstrome entstammen, einander sehr ähnlich sind, gleicht z. B. kein einziger ihrer Körperteile dem entsprechenden des Bruders. Und es ist — streng genommen — nicht möglich, die eine Individualität mit „Teilen" aus der anderen auszumessen. Ergänzend sei noch bemerkt, daß sich Einzigartigkeiten nicht durch Veränderungen sondern nur durch absolute Gleichheiten aus der Welt schaffen lassen würden. Absolute Gleichheiten sind offenbar nicht zu verwirklichen.

Die alleinige Betonung der Einzigartigkeiten verführt aber zu unrichtigen Auffassungen, und bevor wir unsere Feststellungen auf denkpsychologische Erscheinungen übertragen, müssen wir die Grundlagen des „Gemeinschaftlichen" aufdecken.

Verwandtschaften und Verwandtschaftsdispositionen

Obzwar sich wohl kaum ein einziger Punkt auf der Erde finden läßt, der einem anderen gleich sein könnte, nicht von Einzigartigkeiten ganzheitlich durchwirkt wäre, sind die allgemeinen Gleichheitsauffassungen keineswegs völlig aus der Luft

gegriffen. Viele Ideale setzt zwar der Mensch; das soll hier vorläufig nicht näher untersucht werden. Einstweilen beschäftigt uns die Tatsache, daß den gewöhnlichen Gleichheiten irgendetwas im natürlichen Vorbild vorgegeben ist. Wenn sich zwei Äpfel darin „gleichen", daß sie beide Äpfel sind, obwohl sie in keinem Punkte übereinstimmen, so sind sie sicherlich nicht nur deshalb miteinander verwandt, weil wir so gütig sind, diese Verwandtschaft anzuerkennen. Mindestens Dispositionen solcher Verwandtschaften existieren schon im Ding als solchem.

Statt Gleichheiten sprechen wir vorsichtshalber von Verwandtschaften. Windelband[1] definiert Gleichheit gelegentlich als das Verhältnis, worin Verschiedenes zueinander steht, und ähnliches soll durch den Verwandtschaftsbegriff zum Ausdruck kommen.

Dieser Begriff ist mit dem der ganzdurchwirkten Einzigartigkeit verträglich. Obwohl zwei Freunde als Individualitäten Rücksichten aufeinander nehmen müssen, sind sie dennoch als unterschiedliche Existenzen möglich. Sollten sie sich aber soweit einander angleichen müssen, daß das eine Dasein durch das andere absolut ersetzt werden könnte, so muß sich das als unmöglich herausstellen. Die beiden Freunde bilden unter Aufrechterhaltung der Einzigartigkeiten einen Verband und das, was sie miteinander verbindet, wollen wir das Einvernehmen nennen. Ein solches Einvernehmen konstituiert Verbände und im Grunde auch die Verwandtschaften. Würde ein Einvernehmen überhaupt nicht vorhanden sein, so würde es keine Identität geben und ein Verband in lauter Teile zerfallen, sich in etwas Undenkbares aufsplittern[2]. Obwohl sich Einzigartigkeiten und Verwandtschaften gedanklich unterscheiden lassen, das eine dem anderen gegenüber bevorzugt sichtbar sein kann, läßt sich eine absolute Trennung nicht verwirklichen; diese würde beides unmöglich machen.

Der Verwandtschaftsbegriff soll mehr besagen als der Ähnlichkeitsbegriff. Er ist am reinsten dort gegeben, wo man gemeinhin von Identität spricht. Ich bleibe mir verwandt, obwohl ich stündlich ein anderer bin. Ein Apfel bleibt sich verwandt. Die einzelnen Teile des räumlich und zeitlich eingefaßten Geschehens „Apfel" begründen in sich einen Verband, in welchem das Einvernehmen die Identität konstituiert. Der Apfel verändert

[1] Windelband, Über Gleichheit und Identität. Heidelberg 1910.

[2] Auch die Gegnerschaft benötigt ein gewisses „Einvernehmen", nämlich jene gemeinsame „Basis", die absolute Gleichgültigkeit verhütet.

sich „wenig“, die einzelnen Situationen eines solchen Änderungsvorganges bleiben sich also auch in der zeitlichen Linie verwandt. Das bedeutet immer gleichzeitig, daß sie in „gutem“ Einvernehmen (im Verband) miteinander blieben.

Wo etwas sich nahezu „gleich“ bleibt, in einer „Identität“ erhalten bleibt, werden wir den Verwandtschaftsbegriff anerkennen. Das Sich-Verwandtsein deutet auf eine gemeinsame Abstammung hin, welche z. B. für Lebewesen anzuerkennen ist. Aber auch eine Münze bleibt sich selbst — sei sie im Laufe der Zeit noch so abgegriffen — mehr verwandt als einer funkelnagelneuen des „gleichen“ Wertes. Dagegen zwei getrennte Wassertropfen nebeneinander können eine gemeinsame Abstammung so ohne weiteres nicht nachweisen. Dennoch sind sie sich ähnlicher als z. B. einem Stein. Wenn Steine sich darin „gleichen“, daß sie Steine sind, keine Bäume, Tiere oder Menschen, so kommt darin mehr zum Ausdruck als es die Tatsache der Ähnlichkeit nachzuweisen vermag.

Wir können hier nicht von Klassen sprechen; anderseits dürfen wir aber diese „Verwandschaften“ nicht so ohne weiteres mit den echten Verwandtschaften gleichsetzen. Da im produktiven Denken die Denkgegenstände und ihre Klassen und Ordnungen nicht in erster Linie für Registraturen geschaffen, dafür Ordnungen in einem tieferen Sinne vorhanden sind, ist eine bloße Klassifizierung nichtssagend. Wir sprechen statt dessen von Verwandtschaftsdispositionen, und meinen damit das, was (in den Dingen und ihren Wirkungszusammenhängen) vorgegeben ist, um irgendeinen Verband, eine Fusion, zu stützen oder auszufüllen. Ein Wassertropfen etwa ist einem anderen Wassertropfen darin mehr oder weniger „verwandt“, daß er in einem chemischen Prozeß oder in unserer Nahrung, aber auch für eine Baumwurzel, oder für ein Protozoon den anderen ersetzen kann.

Die Verwandtschaftsdispositionen können mehr oder weniger tief verwurzelt sein. Man kann einen Tisch aus Stahl, Holz oder Stein anfertigen. In dieser Linie sind Stahl, Holz und Stein als Verwandtschaftsdispositionen sich „verwandt“ z. B. im Gegensatz zu anderen Dingen, z. B. Luft, aus welcher man keine Tische anfertigen kann. Wohl verstanden, es sind nicht allein die vom Menschen geforderten Zweckmäßigkeiten Bezugspunkte der Verwandtschaftsdispositionen, sondern Verbände ganz allgemein. Holz, Stein und Eisen wirken die diesbezüglichen Dispositionen auch

dann in der Welt aus, wenn sie nicht vom Menschen ausgenutzt werden; sie sind eben zu irgendwelchen Verwendungen geeignet, auch dann, wenn diese Eignung nie verwertet wird. Hinsichtlich dieser Vorgegebenheit sind sie miteinander „verwandt". Die nahe Beziehung zum echten Verwandtschaftbegriff möchten wir deshalb hier hineinklingen lassen, weil solche Vorgegebenheiten tiefer verwurzelt sind als das durch Klassifizierungen ausgedrückt werden könnte.

Mit Hilfe der Verwandtschaften und Verwandtschaftsdispositionen wachsen nach Prinzipien, die wir noch näher kennenlernen wollen, Verbände heran. Wir verstehen darunter aber nicht nur assoziative Verknüpfungen und „Einfügungen" äußerlicher Art, sondern etwas Tiefverwurzeltes. Vergleichsweise verweisen wir auf die Gemeinschaften im Gegensatz zu den Gesellschaftsbeziehungen (vgl. den übernächsten Abschnitt). Insbesondere wollen wir beachten, daß nicht nur manifeste Glieder eines solchen Verbandes, sondern auch latent mitwirkende, einzigartige Eigenheiten mitbestimmend sind und Verwandtschaftsbeziehungen konstituieren. Die Verbände existieren auch unterhalb der „Oberfläche". Lediglich um das Verborgene und Latente nicht großzügig als Erklärung einzusetzen für etwas, was zuvor genau studiert werden muß, orientieren wir unsere grundsätzlichen Untersuchungen an den manifesten Erscheinungen.

Die Durchstimmungen

Obwohl zwei Brüder sich sehr „ähnlich" sein können, läßt sich wegen der ganzdurchwirkt vorhandenen Einzigartigkeit diese „Ähnlichkeit" nicht als reine Gleichheit herausschälen. Die Verwandtschaft durchstimmt also die Individualitäten. Solche Durchstimmungen sind viel häufiger als man es so ohne weiteres erkennt, es gibt im Grunde eigentlich nur Durchstimmungen. Diese besitzen jeweils eine gewisse „Reichweite". Wenn sich ein Körper konservativ „gleich" bleibt, sich wenig verändert, dann vermag sich die Qualität der Verwandtschaft sehr gut durchzuhalten. Wir wollen dann von „Durchhaltungen" sprechen. Alle Stabilitäten sind solche Durchhaltungen. Das deutlich sichtbare und wirksame Erbgut meiner Ahnen in mir ist ebenfalls eine Durchhaltung, während außerdem noch manches aus der Welt meiner Ahnen mein Dasein durchstimmt. Durchstimmungen und Durchhaltungen sind im Grunde ein Begriff, sie unterscheiden sich durch einen

mehr oder weniger ausgeprägten Charakter. Um den Wesen der ganzheitsbetonten Durchstimmungen in knappen Worten beizukommen, sei hier eine Veranschaulichung eingeführt, die allerdings mehr in das Gebiet der Wahrnehmung hineinreicht, als solche aber denkpsychologische Bedeutung hat:

Abb. 1 und 2 zeigen jeweils das Wort Aha aus Legestäbchen, der Buchstabe H des ersten Wortes vermag unverändert die Buchstaben A des zweiten Komplexes darzustellen. Abb. 3 zeigt Übergänge zwischen H und A in einigen von vielen möglichen Durchstimmungen.

Abb. 1. Abb. 2. Abb. 3.

Der zweite Buchstabe der Reihe in Abb. 3 kann noch als H gelten, wird aber durchaus schon vom A „durchstimmt", noch deutlicher zeigt das der dritte Buchstabe. Aus diesen Beispielen kann entnommen werden, daß sich mit den nahezu gleichen Teilen jeweils verschiedene Durchstimmungen erreichen lassen (Abb. 1 und 2) und daß es für eine „bestimmte" Entscheidung wichtig ist, zu erkennen, welche Durchstimmung die Übermacht hat (Abb. 3). Bei scharf ausgeprägten Gestalten, in denen andere Durchstimmungen nur ganz zart und unscheinbar mitwirken (die „kleinen" Einzigartigkeiten, die so gern übersehen werden) wird die Übermacht oft als reine (alleinige) Macht gewertet, z. B. im ersten Buchstaben der Abb. 3. Eine reine Macht gibt es eigentlich nicht; es gibt immer nur Übermächte, Bevorzugungen und Benachteiligungen. Solche Erscheinungen begegnen uns dauernd, z. B. in der Charakterforschung, sofern sich diese nicht damit zufriedengibt, alle beteiligten Charakterbestandteile, Strebungen usw. festzustellen, sondern insbesondere ihre Zusammenstimmung und die Stärke der einzelnen Durchstimmungen zu ermitteln versucht.

Über die Herkunft und Entstehung der Durchstimmungen und Durchhaltungen soll hier nichts ausgesagt, es soll nur ihre Mitwirkung aufgezeigt werden. In diesem Sinne sprechen wir rein erscheinungsmäßig von einer qualitativen Überstimmung des Neuen oder des anderen, wenn durch eine Veränderung, z. B. durch die Zerstörung eines Körpers, ein Geschehen ein ganzdurchwirkt anderes wird, wir sprechen auch dann von einer Überstimmung, wenn das „andere" nur sozusagen ein feiner Schleier ist, der von den Bekanntheiten noch kräftig durchstimmt wird.

Ein drastisches — allerdings nur hinweisendes — Beispiel für das Phänomen einer Überstimmung ist etwa eine Ehegemeinschaft, in welcher der eine Partner den anderen „überstimmt", wobei sich die „Machtverhältnisse" für jeweils verschiedene Qualitätengruppen anders nuancieren, die eine bei diesem, die andere beim anderen Partner überwiegt.

Für die Anwendung dieser Phänomene auf denkpsychologische Probleme ist zu beachten, daß nicht das äußere Bild, sondern die inneren Verwandtschaften maßgebend sind. Und unter Durchstimmung wollen wir nicht allein das „Durchscheinende" verstanden wissen, und Verwandtschaften nicht im Sinne der Assoziationen und Ähnlichkeiten, sondern das alles wird fundiert durch ein besonderes Verwurzeltsein in Verbänden, die „Gemeinschaftscharakter" besitzen. Wir kommen im nächsten Abschnitt darauf zurück.

Wenn wir die Durchstimmungen im engsten Zusammenhange mit den Verwandtschaften nennen, so soll damit die Wesenart der Verwandtschaften im Gegensatz zu den Individualitäten hervorgehoben werden: Die Verwandtschaften durchstimmen (und überstimmen) die Individualitäten.

Und es ist wichtig, daß man sie nachweisen kann, obwohl sie sich nicht wie die Individualitäten „abzeichnen", abbilden, photographieren und ausmessen lassen. Die Verwandtschaft zweier Brüder wird oft auch im Lichtbild deutlich. Photographieren kann man aber nur die Individualitäten, z. B. Körperorgane, Mund, Nase, Augen, Ohren usw. Die Verwandtschaft existiert „zwischen den Zeilen", ist eine typische Zwischenexistenz, sie wirkt in jeder Individualität, in jeder Eigenart, z. B. in der Form der Organe mit, ist aber eben nicht das Individuelle, sondern das Verwandte. Zur Erläuterung ein Vergleich aus der Charakterologie: Das Ausdrucksphänomen der Hinterhältigkeit und Verschlagenheit, etwa die Augenpartien, kann man photographieren. Damit photographiert man aber nicht die Hinterhältigkeit selbst, wohl aber durchstimmt diese auch in dem Lichtbild die individuellen Augenpartien derart, daß das Lichtbild geradezu als ein Nachweis herangezogen werden kann. Oder: Der Geist einer Volksgruppe ist nicht bei einzelnen Individuen zu suchen, sondern er durchstimmt die Gruppe ganzheitlich; gleichwohl kann er bei diesem oder jenem bevorzugt zum „Ausdruck" kommen, aber dieser „Ausdruck" wiederum ist nicht der Volksgeist selbst. Die Verwandtschaft greift immer über einzelne Teile hinaus und ist deswegen keineswegs weniger wirklich, weil sie nicht durch Teile „ausgefüllt" werden kann. Sie ist außerdem ganz unabhängig von einer denkerischen Gattungszuordnung vorhanden.

Das organische Zusammensein der Teile, Organe, Erregungskomplexe usw. wollen wir den Fundamentalverband nennen. Alle aus Verwandtschafts- und Sonderbeziehungen hervorgegangenen Verbände nennen wir übergreifende Verbände. Letztere

zeichnen sich u. a. dadurch aus, daß sie nicht jede Änderung der Teile des Fundamentalverbandes im gleichen Schwunge mitmachen. So kann — um bei unserem Beispiel zu bleiben — einer der Brüder das Gesicht verziehen, ohne daß damit die Verwandtschaftsbeziehung irgendwie verletzt würde. Diese Unangefochtenheit der Verbände zueinander darf aber nicht im Sinne einer absoluten Unabhängigkeit und ewig gleichbleibenden Existenz gedeutet werden, wie das beispielsweise in der Rede vom „objektiven Geiste" häufig zum Ausdruck kommt.

Die übergreifenden Verbände besitzen gewissermaßen ihr eigenes Existenzgefüge. Ihre Existenz ist deswegen jedoch durchaus nicht unabhängig vom Fundamentalverband, auch dort nicht, wo übergreifende Verbände im Sinne krankhafter Systeme (Wahnsysteme, Wunschkomplexe, „Spielregel-Fanatismus", Rationalisierungssucht) übersteigert und verselbständigt worden sind. Die übergreifenden Verbände sind getragene Verbände, und obwohl in ihnen das Leben häufig sozusagen „den Atem anhält" und sich „ruhig" verhält, so ist ihre Existenz ohne Lebendigkeit im Ganzen undenkbar. Wir wollen die Verbände immer als „Psychoorganismen" ansehen und uns damit vor Augen halten, daß sie ebensosehr lebenstypischer Kräfte bedürfen wie die Organe im leiblichen Verbande. Psychoorganismen sind existentielle Wesen im ausgezeichneten Sinne, und unterscheiden sich darin allerdings sehr von den gefestigten leiblichen Verbänden, deren Existenzkampf natürlich ganz anders ausgerichtet ist.

Die weiterdrängenden Tendenzen

Warum alles im Fluß ist, werden wir schlechterdings wohl kaum einmal begreifen. Wir können lediglich Beziehungen zwischen dieser Tatsache und unseren bisher erworbenen Erfahrungen feststellen. Mit dem Einzigartigkeitsprinzip verträgt sich das weiterdrängende Fließen insofern, als ein absoluter Ruhestand Gleichheiten ermöglichen würde; etwas könnte sich in einem solchen Falle für zwei Zeitpunkte absolut gleich bleiben. Statt Ruhe sprechen wir von Durchhaltungen, die von dem Begriff der Verwandtschaften aus verstanden werden müssen. Die ununterbrochenen Veränderungen, auch wenn sie ganz geringfügig sind, überstimmen die Bekanntheiten und Verwandtschaften. Was in diesem Augenblick manifest war, kann den nächsten Augenblick lediglich noch übermächtig durchstimmen, kann in ihm nur als Durchhaltung mitwirken. Das Haus, in dem ich wohne, bleibt dieses Haus, nicht nur etwa scheinbar, sondern tatsächlich, obwohl sich seine Moleküle ununterbrochen verändern, seine Mauern verwittern und

die Beeinflussungen von außen dauernd andere werden. Es vermag sich kein Vorhandenes die geringste Zeitspanne gleich zu erhalten, aber es bleibt sich so sehr verwandt, daß die Durchhaltungen in ihm so bestimmungsmächtig sein können, daß das Neue gewissermaßen nur ein feiner Schleier ist, der durch das Bekannte sozusagen ganzheitlich (!) hindurchgewoben zu sein scheint. Selbst der „Schimmer" eines Neuen darf nicht übersehen werden. Zwischen dem Einzigartigkeitsprinzip und dem „Fließen" besteht in diesem Sinne kein Widerspruch.

Darüber hinaus besteht aber auch zwischen der augenblicklichen „Ruhe", d. h. zwischen den Durchhaltungen, dem Einvernehmen, den Verwandtschaften einerseits und den dauernden Veränderungen, dem „Fließen" anderseits, ebenfalls kein Widerspruch. Abgesehen davon, daß Durchhaltungen ein Fließen, „zulassen", „neben" sich dulden, sind sie geradezu Konstitution der weiterdrängenden Tendenzen. Wie das überstimmende Neue durch Verbände protegiert wird, soll jetzt als der wichtigste Punkt unserer Entwicklung näher untersucht werden.

Daß die Verbände für die Gestaltungsprozesse des Denkens wichtig sind, dürfte nicht besonders hervorgehoben werden müssen. Ach[1] betont den Fusionscharakter und das Neue der Ganzheit. Wirth[2] hat die innere Abgeschlossenheit und Einheit hervorgehoben. Ach nennt sein Kompensations- und Produktionsprinzip der Identifikation ein psychologisches Grundgesetz und verweist dabei auf die Fusion. Wir wollen an solche Fusionen gleich die direkte Frage stellen, wie das Neue zustandekommt, welches in der Ganzheit den Komplex „überstimmt".

Verweist man auf Determinationen, die das Neue in einer Kombination vorbestimmen, so nennen wir diese Determinationen Neuheitstendenzen. Dann fragen wir aber nach dem Aufkommen solcher Neuheitstendenzen (Bewegung, Fließen, Änderung) ganz allgemein, d. h. nach dem inneren Wesen des Prinzips, welches Änderungen, Wandlungen, neue Assoziationen und Kombinationen, überhaupt zustandebringt.

Das gleiche gilt für das Vermögen der menschlichen Setzung. Und wenn es nur eine Korrektur sein mag, deren Vorsatz und

[1] N. Ach, Das Kompensations- und Produktionsprinzip der Identifikation, ein psychol. Grundgesetz. XII. Kongreß. Berlin, Jena 1932.

[2] W. Wirth, Das Wesen der psychophysischen Gesetzmäßigkeit. X. Kongreßber. Jena 1927.

Wille und Herkunft aus der eigenen Aktivität genau vermögt werden kann, so handelt es sich um einen Wandel, der aus Verbänden kommt, die das Weiterdringen bereits ermöglichen[1]; der gerichtete „Drang" schließt das schon in sich ein, wonach wir erst fragen müssen. Man übersieht das, weil man eine Disposition aus eigenem Vermögen der Übersummung weiterentwickelt. Diese Tarnung läßt sich dadurch vermeiden, daß man fragt, wie kommt es überhaupt zu Veränderungen, warum können die Bekanntheitstendenzen nicht allein wirken, so daß alles in bekannter Form verläuft? Und dann fragt, wie kommt es, daß aus solchen Bekanntheitstendenzen (Gegebenheiten, Immanenz) dennoch Neues aufkommen kann? Wenn man jedoch von vornherein mit neuheitsetzenden Kräften oder Tendenzen operiert und jeweils deren „Abschuß" und „Ziel" und nicht die Stellung in der Gesamtheit sieht, ignoriert man unser Problem.

In welchem Sinne ein Verband Protektor einer Übersummung (Transzendenz) ist, veranschaulicht uns das Beispiel der wachsenden und absterbenden Sympathie: wir beobachten in diesem Beispiel Etappen einer Verschmelzung, nicht nur das Zusammenkommen, sondern das Aufkommen, den Werdegang einer Gestalt in ihren Anfängen[2].

In einer gleichgültigen Gesellschaft etwa begründen Liebenswürdigkeiten und kleine Gefälligkeiten anfangs nur oberflächliche Bindungen (= geringes Einvernehmen), in einer verpflichteten (engeren) Gemeinschaft „bedeuten" sie dagegen etwas. Oder: in einer gut organisierten Gemeinschaft ist der Effekt der Kräfte ohne Mehreinsatz derselben ein besserer als in einer schlecht organisierten. Also: in einer engen Gemeinschaft (= besseres Einvernehmen) kann im allgemeinen ein Sympathiebeitrag eine tiefere Wirkung erzielen als in einer gleichgültigen. Wir entnehmen daraus einstweilen die Tatsache der Abhängigkeit des Sympathieeffektes vom Zustand des Einvernehmens.

Diese schlichte Voraussetzung aber ist der Grund, warum eine Sympathie über ihre Beiträge hinauswächst. Wird nämlich ein Einvernehmen durch einen Sympathiebeitrag verbessert, so besteht die tatsächliche Verbesserung nicht nur aus dem

[1] Das gilt auch für die konative Einheit bei W. McDougall, Aufbaukräfte der Seele. Leipzig 1933. S. 91 ff.

[2] Vgl. auch die Ausführungen über das Protektionsprinzip der Gemeinschaft (Ganzheitsprotektion) (S. 144 ff.).

Einsatz des Beitrages, sondern sie enthält ein Mehr, welches darauf zurückzuführen ist, daß die sich gegenseitig stützenden Funktionen des Verbandes jetzt einen besseren Effekt auswirken können als vordem, ohne daß es dazu besonderer Anstrengungen ihrerseits bedurft hätte. Das Einvernehmen wächst über den summenhaften Beitrag hinaus[1].

Mit anderen Worten: Eine Verbesserung des Einvernehmens erhöht den Effekt der stützenden Funktionem des Verbandes. Ein Sympathiebeitrag verbessert das Einvernehmen zuerst einmal um seinen eigenen Einsatzwert; dieser ist also die von außen herkommende Ursache der Verbesserung die aber gleichzeitig eine Erhöhung des Effektes der immanenten stützenden Funktionen bewirkt, da diese jetzt in ein besseres Verhältnis gekommen sind. Daraus erwächst zwangsläufig ein Mehr, daß über den Einsatzwert hinausdrängt, und dieses Mehr wiederum ist nur darauf zurückzuführen, daß ein besseres Verhältnis entstand, so daß sich außer dem Beitragseinsatz eine Erhöhung des Effektes der stützenden Funktionen im Sinne der Voraussetzung ergeben mußte.

Da ein Beitrag im Augenblick seiner Sympathiebezeugung selbst Mitglied des Verbandes wird, wächst er — das Einvernehmen fließend verbessernd — auch dann über sich hinaus, wenn man andere Glieder außer acht läßt. Wir wiederholen das noch einmal mit Benennungen der einzelnen Entwicklungsschritte, wobei wir allerdings beachten müssen, daß es Schritte eines lebendigen Zusammenhanges sind, der aufgeteilt wurde, um das innere Gesetz des Weiterdrängens zu entblößen.

Nennen wir das Einvernehmen, das ein Verband aufweist, E 1, das theoretische Ergebnis aus der Beitragsaddition E 2 . . ., die dazugehörigen Beiträge B 1 und B 2 . . ., und erkennen wir an, daß der Effekt der Sympathiebeiträge vom Werte des jeweils existierenden Einvernehmens in dem Sinne abhängig ist, daß eine Verbesserung (Verschlechterung) des Einvernehmens eine — wenn auch geringe — Erhöhung (bzw. Verminderung) des Effektes nach sich zieht.

Dann ergibt[2] sich für den Fall eines zusätzlichen Beitrages folgendes: Indem durch B 2 das Einvernehmen von E 1 in Rich-

[1] Das Wachstum hat natürlich immer eine gewisse Wachstumsspanne.

[2] Diese formelhafte Entwicklung hat nur hinweisende und erläuternde Bedeutung.

tung auf E 2 verbessert wurde, wird auch der Effekt des im Verbande noch mitwirkenden vorherigen Beitrages B 1 erhöht, so daß schon bei jedem geringsten Zuwachs von seiten B 2 aus der Verbesserung des Effektes von B 1 ein Mehr des Wachsens hinzugefügt wird, das aus dem Beitrag B 2 allein nicht dargebracht wurde, und aus einer summenhaften Verbindung hätte nicht erwartet werden können. Setzt B 2 zu einer Verbesserung an, so drängt aus B 1 eine Verbesserung des Einvernehmens nach, drangt somit über den Effekt des Einsatzes hinaus.

Dasselbe gilt für die sterbende Sympathie. Ereignet sich eine Feindseligkeit, so wird das Einvernehmen einerseits um diesen Betrag verringert, sodann aber erwirkt die Verringerung des Einvernehmens auch eine Herabsetzung des Effektes der Beiträge, so daß also auch in dieser Hinsicht ein Weiterdrängen in negativer Richtung festzustellen ist.

Wird der Sympathiebeitrag nicht geleistet, so kann er natürlich auch kein Weiterdrangen veranlassen. Wird er aber eingesetzt, so ist das Weiterdrangen eine notwendige Folge aus den Bedingungen, und unser Beispiel sollte zeigen, daß das „Mehr" nicht das Ergebnis einer lediglich theoretischen Annahme, auch nicht nur Nebenerscheinung ist, sondern ganz natürlich zustandekommt und im Verbande wirksam ist.

Was hat das nun mit denkpsychologischen Problemen zu tun? Nun, wir erinnern an bekannte denkpsychologische Terrain: Assoziation, Komplex, Komplexergänzung (Selz) Kohärenzfaktor (G. E. Müller) Identifikation, Kompensation, Fusion (Ach), Totalität, schöpferische Synthese (Wundt) Gestalt, Ganzheit (Ehrenfels, Köhler) Verschmelzung, konative Einheit (McDougall) usw., die alle irgendwie das Verbindende ausdrücken.

Wir erinnern aber auch an die Durchstimmungen und an die Verschiedenheit ihrer Machtverhältnisse (Beispiel der Ehegemeinschaft). Hier ist nicht nur das Zusammenkommen wichtig, sondern die fließende, wachsende (und sterbende) Änderung der Durchstimmungsverhältnisse.

Die Bedeutung der Sympathiebeziehungen im Gestaltungsprozeß ist offensichtlich. Ich verweise etwa auf Betz[1], der das Passende und Unpassende als wichtigstes Gegensatzpaar im Denkprozeß hervorhebt. Wichtig ist allerdings die Tatsache, daß primitive Sympathiebeziehungen z. B. im Wunschdenken, durch

[1] Betz, Psychologie des Denkens. Leipzig 1919.

weiterentwickelte Verbände kritischer Zusammenhänge abgelöst werden. Doch darüber später, hier sollten die inneren Bedingungen dessen, was unter den Begriffen des „Dynamischen", des „Fließens" und „Wachsens" zusammengefaßt wird, veranschaulicht werden, insbesondere die Zueinanderbezogenheit der wichtigsten Grundbedingungen (Verbände, Einvernehmen, „Ruhe" und Weiterdrängen).

Im übrigen ist Sympathiebildung ganz allgemein — schon im Soziologischen und Biologischen — nicht nur „Verschmelzung", sondern ein prinzipiell schöpferischer Prozeß.

Die aufkeimenden Determinationen

Die weiterdrängenden Tendenzen offenbaren ein wachsend neues Bild. Jede andere Durchstimmung in dem jeweils besseren Einvernehmen ließ sich nur durch die Mitwirkung der weiterdrängenden Tendenzen erreichen; ein einfaches Zusammenstücken etwa abgestimmter, durchscheinender Teile würde die Entstehung des Neuen nicht erklären. Denn nur das Weiterdrängen führt über die Bekanntheiten hinaus.

Nun ist es jedoch nicht zu verkennen, daß dieses Weiterdrängen aus den Bekanntheiten aufgekommen ist. Aber anderseits steht es fest, daß es eine Neuheitstendenz hatte. Die Qualität dieser Neuheitstendenz ist zweifellos durch die Qualität der Änderung des Einvernehmens und aus den bestehenden früheren Qualitäten im Verbande mitbestimmt worden. Dabei ist wiederum zu beachten, daß diese Bestimmungen im überstimmenden Weiterdrängen erfolgen mußten. Die Überstimmung zu einem Einvernehmen „besser als E 2" wurde aus dem früheren Zustand E 1 (B 1) und dem Beitrag B 2 mitbestimmt, aber das Einvernehmen genannt „besser als E 2", welches im Vollzug der Transzendenz zustande kam, läßt sich nicht auf die „Inhalte" B 1 und B 2, nicht auf die Komplexe, zurückführen, sondern auf das, was sich aus ihnen als Prozeß der Überstimmung ergab. Wenn man also die wirklichen Herkunftsbeziehungen ermitteln will, darf man niemals die „Dynamik", die Transzendenz und ihre inneren Bedingungen unterschlagen. Das „Mehr" im neuen Einvernehmen würde man an den früheren Bekanntheiten niemals bildmäßig wiedererkennen. Ein „ausmessendes" Verfahren würde es nicht entdecken, sofern es nicht selbst ein „dynamisches" ist. Die Frage, ob dieses „Mehr" einer Notwendigkeit unterworfen war, erörtern wir später.

Unsere Auffassung unterscheidet sich erheblich von der allgemeinen, welche Keime und Potenzen als alleinige Determinationen ansieht. Die aufkeimenden neuen Perspektiven sind zwar aus Dispositionen hervorgewachsen, begründen aber neue und eigene Bestimmungsmächte, und für das Zustandekommen einer Gestalt ist immer der Längs- und Querschnitt sämtlicher Determinationen zu berücksichtigen. Die Verwirklichung (d. h. Entschiedenheit) einer Entwicklung, die Ausprägung selbst, zeugt neue Perspektiven und neue Bestimmungsmächte. Diese Bestimmungsmächte werden vornehmlich durch das neue Einvernehmen (und nicht allein durch Früheres) konstituiert, zu dem die Verbände herangewachsen sind. Ihre Existenz steht und fällt mit diesem Verband, und die Keimungsinstitution selbst ist „undurchsichtig", d. h. die Durchhaltungen der neuen Bestimmungsmächte sind in den neuen Verband eingeschlossen. Das Wachstum solcher Verbände ist sicher kein beliebiges, aber das bloße Angelegtsein verwirklicht noch nicht die Macht neuer Determinationen. Letztere aber ist erforderlich, damit neue Perspektiven und neue Möglichkeiten aufkeimen können.

Zur Vereinfachung unterscheiden wir Bestimmungsmächte und Bestimmungsführungen:

Was die Menschen in 200 Jahren erfreuen und bedrängen wird, belastet uns heute noch nicht, obwohl es schon jetzt angelegen sein mag (= Bestimmungsführung). Erst wenn die 200 Jahre verflossen sind, hat man auch diejenigen Bestimmungsmächte vor Augen, die heute noch nicht da sind, weil sie noch nicht aufgekeimt sind. Zur Zeit der Höhlenmenschen z. B. gab es diejenigen Bestimmungsmächte einfach noch nicht, denen zufolge heute Flugzeuge gebaut werden können. Und anderseits würde es dies heute nicht geben, wenn unser heutiges Sein nicht aus einem früheren hervorgewachsen wäre. Ein Bestimmungsgefüge enthält beides: das führende Angelegtsein und die wirkungsmächtige Ausprägung. Eine Rettungstat ist nicht nur aus dem Vorsatz des Retters determiniert worden, sondern aus allen Situationen des Rettungskampfes, vor allem auch aus dem Ausprägungscharakter der Fähigkeiten des Retters. Ob eine Fähigkeit angelegt oder ausgeprägt ist, das ist für die Bestimmung ein großer Unterschied; es genügt nicht, davon zu reden, daß diese oder jene Bestimmung „dabeigewesen" ist, sondern es muß unterschieden werden, ob sie angelegt oder ausgeprägt war, denn

der Bestimmungserfolg ist jeweils ein ganz anderer. Das Ausgeprägtsein mit seinen neuen Perspektiven ist eine bestimmungswichtige Macht im Determinationsgefüge [1].

Die Bestimmungsmächte, die unser modernes Leben ermöglichen, kann man nicht unmittelbar von den Urmenschen ableiten. Das neue Einvernehmen hat die diesbezüglichen Bestimmungsmächte erst aufkeimen lassen, und es kann durch ihre Keimungssituation nicht einfach „hindurchgesehen" werden, d. h. die Beziehung zu Früherem ist keine ausschließliche der durchgehaltenen Determinationen. Das ist aus dem Wachstumscharakter der Entwicklung zu verstehen. Das überstimmende Neue läßt sich nicht als ein Komplex aus Unveränderlichem begreifen und ebensowenig das im Vollzug der Transzendenz gegründete Mehr des neuen Verbandes. Dieses Mehr konstituiert im neuen Einvernehmen eine Bestimmungsmacht, die mit dem entstandenen Verband steht und fällt. Mag das jeweils Gegenwärtige zwar Ergebnis eines aus der Vergangenheit (und der Umwelt) hergekommenen Prozesses sein, die Gegenwärtigkeit selbst ist nicht Vergangenheit, ist anders als die Vergangenheit. Und dieses Anderssein wollen wir im Gegensatz zu dem Angelegtsein betonen. So ist das Kind nicht nur die Summe seiner elterlichen Anlagen plus Umwelteinflüsse usw., sondern ein neues Individuum, welches sich gerade in seiner eigensten Art, in dem, was es selbst ist, nicht auf seine Anlagen und Umwelteinflüsse berufen kann. Im anderen Falle würde eine Verantwortung nämlich auf Früheres und noch Früheres zurückgeführt werden, und man müßte die Erklärung schuldig bleiben, warum der gegenwärtige Mensch kein Urmensch ist, warum und wodurch er anders wurde. (Der Hinweis auf die Umwelteinflüsse begegnet der gleichen Frage: Warum wurden die Umwelteinflüsse anders?) Solche Überlegungen muß man für die Beurteilung der einzelnen Denkvorgänge heranziehen, zumal diese wesentlich kürzere Entwicklungen darstellen, so daß die Tatsache der aufkeimenden Determinationen sehr leicht übersehen werden kann.

[1] Indem ein Geschehnis geschieht, bedarf es des Zustandes der Gegenwärtigkeit (Aktualität), der sich vom bloßen Angelegtsein unterscheidet. Gäbe es das Weiterdrängen nicht, so würden Anlagen eben Anlagen bleiben, und das bedeutet, daß die Gegenwärtigkeit nicht allein aus dem Früheren, aus dem Angelegten zu erklären ist, ganz unabhängig davon, daß das Gegenwärtige schon „angezielt" wurde.

So aber werden wir den unterschiedlichen Ausprägungsgrad der aufkeimenden Tendenzen beachten, wodurch der Determinationsgrund wesentlich anders aussieht als ein Entfaltungsapparat vorbereiteter Anlagen. Jede neue Gegenwärtigkeit und jede neue Verbundenheit beginnen zwar nicht aus sich selbst, dennoch aber im bestimmten Sinne mit sich selbst, als ein Anderes, noch nicht Gewesenes. Die Tatsache der Durchhaltungen und „Erinnerungen" an Früheres soll damit nicht bestritten werden. Aber das jeweils Andere, wodurch sich das Gegenwärtige vom Vergangenen unterscheidet, läßt sich nicht aus Durchhaltungen und Bekanntheitstendenzen zusammenfügen. Sinngemäß angelegt mag das Gegenwärtige schon im Vergangenen gewesen sein, aber die Ausprägung selbst bedurfte des Zustandes, der Mittel und des bestimmenden Umstandes eben der Ausprägung.

Die Bestimmungsmacht des spezifisch Neuen steht und fällt mit dem neuen Verband. Der Verband wurde geführt von dem, was ihn wachsen ließ.

Die Frage der Notwendigkeit

Wirklich verschärft wird aber die Einsicht in diese Zusammenhänge erst, wenn wir fragen, ob die Transzendenz zum überstimmenden Neuen notwendig und von dem, was war, zielsicher bestimmt wurde. Wir sprechen noch nicht vom Problem der Willensfreiheit, sondern denken an das erwähnte Beispiel der wachsenden oder sterbenden Sympathie, denken an Verbände schlechthin. Ist das Weiterdrängen mit seiner spezifischen Qualität eine Notwendigkeit?

Zuvor wollen wir unterscheiden zwischen Notwendigkeit und Nötigung, und um diesen Unterschied immer vor Augen zu haben, wollen wir statt Notwendigkeit Unabwendigkeit sagen. Den Begriff der Nötigung wollen wir nicht subjektivistisch verstanden wissen. Wenn irgendwo etwas von anderem beeinflußt wird, wollen wir solange nur von einer Nötigung seitens der Determinationstendenzen sprechen, solange die Unabwendigkeit des Geschehens nicht unbedingt feststeht. Unabwendig nennen wir das, was durch keine Macht der Welt abgewendet werden kann. Wenn etwa ein Attentäter ein Eisenbahnunglück vorbereitet, so handelt es sich dabei um die Schaffung von Nötigungstendenzen. Erst wenn das Eisenbahnunglück wirklich geschehen ist, wird das Ziel erreicht und das wirklich Entschiedene ist unabwendig

geworden[1]. Ich hatte in meinem Leben viele Möglichkeiten, dieses zu tun, jenes zu unterlassen, aber ich habe immer in jedem Zeitverlauf nur ein Leben verwirklichen können. Nur ein Leben ist unabwendig geworden und hat sich durch diese Unabwendigkeit jeweils jeder vorherigen Freiheit beraubt. Und die Frage ist hier, wann wird etwas unabwendig?

Wenn der Attentäter die Schienen aufreißt oder Weichen falsch stellt, so wird er sich ziemlich sicher sein, daß er den Zug zur Entgleisung bringt. Ob er aber den gehaßten Feind, den ihn einzig interessierenden Reisenden im Zuge, wirklich tötet, dessen ist er erst gewiß, wenn es geschehen ist. Daraus ist folgendes zu entnehmen: Die großzügigere Zielbestimmung läßt sich vorhersagen. (Das Eisenbahnunglück an dem und dem Ort, aber ohne genaueste Bestimmung seiner Qualitäten im Einzelnen.) Die verschärfte Zielbestimmung läßt sich nur verwirklichen. (Das genaue und vollständige Geschehen.) Daß ich mein weiteres Leben als Erdenbürger und als Mensch vollenden muß, kann ich vorhersagen, wie ich es aber in seiner vollkommenen Genauigkeit vollende, das kann ich nur verwirklichen. Was folgt daraus? Mein Leben ist von meinem Mensch- und Erdenbürgersein zweifellos auch heute schon für mein morgiges Dasein determiniert, aber das genaue, morgige Schicksal kann nicht als eine starre Determination aus den heutigen Bekanntheiten begriffen werden, sondern nur als eine Verschärfung relativ zu der heutigen Situation. Was von dem Heutigen noch im Morgen nachwirkt, kann nur als eine relativ großzügige Bestimmung verstanden werden, zu der einzigen Möglichkeit, die ich morgen leben werde. Ich werde zwar morgen auch als Mensch leben, aber wie ich leben werde, kann aus meinem heutigen Menschsein allein nicht abgeleitet werden. Die Determinationen für das ganz bestimmte morgige Sein wachsen erst heran, wachsen zwar aus den Bekanntheiten hervor, aber sie wachsen und sind den Bekanntheiten gegenüber als eine Verschärfung der Determination der Bekanntheiten aufzufassen; denn das Neue als solches ist nichts Bekanntes, das Neue kommt bestenfalls in einem Akt der Verschärfung (Überstimmung, Tran-

[1] Der Weg zu dieser Entscheidung mag ein vorbestimmter sein; aber einer bloßen Vorbereitung fehlen die Determinationen der Entschiedenheit (vgl. den vorigen Abschnitt). Inwiefern der Weg zur Entscheidung unabwendig ist, das soll erst weiter unten ausgeführt werden (vgl. die Wachstumsbestimmung!).

szendenz), aus den Durchhaltungen zustande, und dieser Akt der Verschärfung ist das eigentliche Problem der Unabwendigkeit. (Beachte auch die Bedeutung der Ganzheitsprotektion, s. S. 144.)

Wir müssen das noch von verschiedenen anderen Seiten beleuchten. Einstweilen sei darauf hingewiesen, daß zweierlei Typen der Fragen nach einer Determination existieren, von denen man wissen muß, wenn man sich nicht in voreilige Streitigkeiten verwickeln will. Folgende Auffassungen müssen unterschieden werden, obwohl beide miteinander verbrämt sind:

1. Die Determination seitens der Durchhaltungen (Bekanntheitstendenzen). — Immanenz-Determination —.
2. Die Verschärfung einer Determination zum jeweils Neuen (oder ganz anderen). — Transzendenz-Determination —.

Denken wir etwa an folgendes Beispiel: Ein Geschütz wird auf ein bestimmtes Ziel, z. B. ein Haus, eingerichtet, ein Geschoß trifft das Haus und schafft damit ein Ereignis, welches noch niemals dagewesen ist. Man kann nun darauf verweisen, daß dieses Ereignis durch das Geschütz vorbereitet sei und daß damit das Neue, noch nie Dagewesene, eindeutig determiniert sei, und es sei nicht einzusehen, warum man sich mit diesem Problem noch weiter herumschlagen müsse. Zweifellos ist das zerstörte Haus durch die Einstellung des Geschützes und durch das Geschoß vorbestimmt. Aber ob diese Vorbestimmung als eine solche für das Neue bewertet werden darf, das muß ganz entschieden gefragt werden. Insbesondere, wenn das Neue im wesentlichen in einer Kombination von Vorbereitungen zu suchen ist, dann ist die Tatsache der Folgeleistung nicht als eine Determination für das Neue, sondern als eine solche im Sinne des Neuen anzusehen, welches bereits in der Vorbereitung enthalten war. Spielt ein elektrisches Klavier einen neuen Schlager, so ist die Entsprechung zwischen Schablone und der erzielten Musik keine Determination für das Neue des Schlagers. Das Neue ist vielmehr von Komponisten bestimmt worden, ist schon in dem Notenblatt enthalten gewesen, welches der Schablone als Vorlage diente. Die Erscheinung einer schablonenmäßigen Entsprechung in jenem Klavier darf also nicht als strenge Determination des Neuen angesehen werden, obwohl Durchhaltungen natürlich bei jeder Manifestation vorhanden sein müssen. Ähnliches gilt für die Vorbereitung des Geschützes.

Fragt man aber gerade nach dem, worin eine Folge anders ist als die Summe ihrer Durchhaltungen, dann kann man sich für

diese nicht auf die Determination der Durchhaltungen berufen. Betont man das Neue als eine Veränderung und die Durchhaltungen als Bekanntheitstendenzen, die durch das Neue überstimmt werden, dann kann man dieses Neue nicht eben aus der Tendenz begreifen, die ein Ereignis sich gleichbleibend erhalten möchte. Besteht zwischen der Vorbestimmung und ihrer Erfüllung ein enges Folgeverhältnis, eine möglichst „weitgehende" Übereinstimmung, und wäre es möglich, daß eine Folge von Determinationen nichts weiter sei als eine Kette aus absoluten Übereinstimmungen zwischen Vorbereitung und Erfüllung, dann gäbe es das Problem des Neuen nicht, dann gäbe es aber auch kein Neues. Und wo man nun die feine individuelle Zielverschärfung der Verwirklichung (beachte auch das Einzigartigkeitsprinzip!) aus einer plastischen Determination vernachlässigt, wo man Schritt für Schritt nur die Übereinstimmung der Vorbereitung mit der Erfüllung sieht, da fragt man nur nach der Determination innerhalb der Schritte, mogelt das eigentliche Neue unvermerkt hinein, weil die einzelnen Schritte untereinander eng benachbart und nur wenig unterschiedlich sind. Und man läßt sich — ohne es zu merken — von der originellen Entwicklungsganzheit führen statt sie zu bestimmen. Das ist überall dort der Fall, wo man nachträglich eine Erfindung mit den Maßstäben des kombinatorischen Denkens auszumessen vermag und dabei übersieht, daß diese Maßstäbe das eigentliche Neue nicht bestimmen, da dieses bereits vorhanden ist und dem Messungsvorgang als Vorlage dient. Um die Determinationen der Erfindung selbst zu ermitteln, muß der eigentliche (erste und einzigartige) Erfindungsvorgang während des Schöpfungsprozesses selbst mitgemacht werden, während dem also noch keine Vorlagen vorhanden sind.

Wenn etwa im Sinne eines „geistigen Automaten" (Leibniz) Neues hervorgebracht wird, dann ist die Determination für das Neue nicht auf die strengen Entsprechungen im Automaten zurückzuführen. Die strengen Folgeverhältnisse müssen nämlich durchaus nicht starr sein. Denken wir uns statt mechanischer Vorbereitungen etwa eine große Anzahl von Menschen mit strengen Vorsätzen: Durch geschickte Menschenführung kann man durch den Zusammenprall solcher Vorsätze auch „neue" Situationen erzeugen. Wollte man aber hier die eigentlichen Bestimmungen des Neuen erfassen, dann dürfte man sich nicht damit begnügen, die strengen Vorsätze (Tendenzen) und ihre genaue Erfüllung aufzu-

zeigen (vgl. das obige Beispiel) sondern man müßte auf die ursprüngliche Konstellation (und auf den Erfinder der Vorbereitungskombination!) zurückgehen. Macht man aber nicht den Erfinder verantwortlich, dann würde man auch für diesen Fall auf Früheres und noch Früheres zurückgehen müssen, so daß die verantwortliche Determination für das Neue niemals vorgefunden werden würde.

Vernachlässigt man in dieser Weise das Neue, ganz Andere und Einzigartige, welches sozusagen „unterwegs" aufkommt, dann wird es unbegreiflich, wodurch bestimmt wird, daß sich die einzelnen Schritte voneinander unterscheiden. Die Urmenschen mußten in Höhlen wohnen, während wir heute Häuser aus Stein und Eisen besitzen, im Flugzeug fliegen können und viele andere Unternehmungen durchführen, die ganz anders sind als die der Urmenschen, obwohl wir doch aus ihrer ursprünglichen Daseinsart abstammen. Die Bestimmung für dieses ganz andere fehlt in dem Früher noch; jedes Vorher unterscheidet sich vom Nachher, und die Bestimmung dieses Unterschiedes liegt in der Entwicklungsstrecke zwischen Vorher und Nachher. Selbst, wenn man annimmt, diese Strecke vollende sich gesetzmäßig nach bestimmten Vorbereitungen — gegen diese Annahme hätte ich nichts einzuwenden — so genügt aber diese Erkenntnis nicht; denn sie verleitet zu falschen Folgerungen, sie ignoriert die Tatsache, daß sich das Gesetz der Vorbereitung ja auch tatsächlich vollenden muß. Der „Trieb" zur Vollendung kann sich aber nicht allein vom Angelegtsein ernähren, er muß in der Strecke von der Anlage bis zur Vollendung irgendwie aufrechterhalten werden, oder sich selbst aufrechterhalten, jedenfalls ist die einzigartige Verschärfung (Entschiedenheit) aus den Anlagebestandteilen allein nicht bestimmt, eben weil zur Vollendung das Angelegtsein nicht genügt, weil die Entwicklung bis zur Entschiedenheit sozusagen aus eigener Garantie noch hinzukommen muß. Bestimmt ist ein Prozeß erst dann und soweit, soweit er in seiner jeweiligen Einzigartigkeit entschieden (unabwendig geworden) ist. Und eine Vorhersage ist erst dann vollkommen, wenn sie mit der Verwirklichung zusammenfällt. (Allerdings ist sie dann keine Vorhersage mehr.)

Das ist auch für die Gestaltung der Vorhersage-Methoden zu beachten (vgl. Ach[1]). Eine Vorhersage ist immer großzügig; denn die letzte, ausgebildete Einzigartigkeit läßt sich nicht vorhersagen, nicht einmal be-

[1] N. Ach, Analyse des Willens. Berlin 1935. S. 410ff.

schreiben, sondern nur durch sich selbst verwirklichen. Wohl aber läßt sich die Großzügigkeit durch eine spezifische Näherung weitgehend verschärfen. Im übrigen aber fehlen — streng genommen — jedem Vorher die Bestimmungsmächte, die aus ihm bis zur Verwirklichung zur Welt kommen. (Vgl. die Unterscheidung: Bestimmungsmächte—Bestimmungsführungen.)

Die Wachstumsbestimmung

Es sei an unsere Unterscheidung zwischen Unabwendigkeit und Nötigung erinnert, und insbesondere die Eigentümlichkeit des Seienden aufgezeigt, in einem Sinne Nötigung und im anderen Unabwendigkeit zu sein. Ich orientierte die Unabwendigkeit an der Tatsache, daß ich in meinem Leben je in einem Orte und Raume nur eine einzige Möglichkeit habe leben können. Das was jeweils gelebt, d. h. entschieden („verwirklicht") wird, ist für den Augenblick der Entscheidung unabwendig geworden. Daß ich später wieder andere Möglichkeiten ergreifen kann, ist keine Widerlegung meiner derzeitigen Freiheitsberaubung. (Auch eine Bewegung, wie sie ist, ist jeweils unabwendig entschieden.) Da aber das Weltgeschehen weiterfließt, so kann das heute unabwendig gewordene im morgigen Geschehen, welches sozusagen eine „Überstimmung" des heutigen ist, nur als Nötigung, als nachwirkende Tendenz wirksam sein. Das sagt wiederum natürlich nichts gegen den Unabwendigkeitscharakter des jeweils zu einer Möglichkeit Entschiedenen. In dem was ich im Augenblick lebe, gibt es die Freiheit zu anderen Möglichkeiten nicht mehr, ich kann nur jeweils eine Lebensganzheit verwirklichen. Es gilt also der Satz: Jede Entscheidung zu einer Möglichkeit beraubt mich der Freiheit zu anderen. Dabei bleibt aber die Tatsache bestehen, daß ich, wie ich ununterbrochen aus der Freiheit herauskomme [1], auch in neue Freiheiten hineinkomme; denn Freiheit existiert in Ansehung und Verbindung mit Nötigungen, Beeinflußungen, Vorbereitungen, Tendenzen und Möglichkeiten, denen gegenüber es eine Überstimmung, ganz allgemein Veränderungen gibt. In der Unabwendigkeit aber gibt es keine Freiheit.

[1] Da die Entschiedenheit als eine Verschärfung im Vollzug der Transzendenz angesehen werden kann, stehen Transzendenz und „Freiheitsentzug" in einem bestimmten Zusammenhang. In der Transzendenz zur entschiedenen, einzigartigen Verschärfung entziehen sich dem Dasein fortwährend bestimmte Möglichkeiten und Freiheiten. In manchen Punkten ähnliche Ausführungen vgl. bei Heidegger, Vom Wesen des Grundes. Halle 1931.

Das überstimmende Neue ist aus den Bekanntheiten herausgewachsen. Bei einem Zuwachs des Einvernehmens — so hatten wir den Beispielen abgelesen — wird auch der Effekt der einvernommenen Beiträge ein besserer und das Einvernehmen über die Einsätze der Bekanntheiten hinausgedrängt. Und es wird jetzt die Frage dringlich, ob dieses Weiterdrängen etwa als eine Nötigung der Bekanntheiten aufzufassen ist.

Wir hatten es scharf herausgestellt, daß vornehmlich das überstimmende Neue gesehen werden soll, welches sich mit den Bekanntheiten nicht ausmessen läßt. Aus den durchhaltenden Tendenzen der Bekanntheiten ist das Neue nicht zu begreifen. Aus deren Nötigung allein also auch das Weiterdrängen nicht.

Wir hatten außerdem bereits die Konsequenz erwähnt, mit welcher sich eine Überstimmung ergibt, wenn das Einvernehmen eines Verbandes geändert wird. (Beispiel der wachsenden und sterbenden Sympathie). Es sei nun gefragt, ob diese Konsequenz selbst (für sich betrachtet) als Nötigung oder als Unabwendigkeit aufgefaßt werden muß. Ich bemerkte gelegentlich, daß ein günstigeres Einvernehmen den Effekt der einvernommenen Beiträge — soweit diese noch „mitwirken“ — verbessern muß, wenn es Tatsache ist, daß der Effekt von dem Wert des Einvernehmens abhängig ist. Ist das der Fall, dann erfolgt die Überstimmung wie ein unabwendiges (notwendiges) Geschehen, wie ein Geschehen, das gar nicht so beschaffen ist, das es „bekämpft“ und „abgewendet“ werden kann. Wohl vermag man einen Wachstumsprozeß zu unterbrechen, indem man das Einvernehmen stört, aber das bezieht sich auf das, was sich von anderem überstimmen („verändern“) läßt, auf das, was abgewendet werden kann, während jenes Gesetz im Weiterdrängen unter den entsprechenden Voraussetzungen unabwendig ist.

Die Änderung des Einvernehmens kann man als Disposition, als Nötigung auffassen für das, was folgt. Daß das Einvernehmen über den Einsatz hinauswächst, ist also durch den Einsatz selbst gewiß mitverursacht worden, aber der Charakter der Überstimmung ist nicht als Nötigung aus dieser Ursache zu begreifen, sondern als unabwendiges Gesetz in diesem Geschehen. Mit anderen Worten: 1. Fehlt der Einsatz, so fehlt auch die besondere Überstimmung des Neuen. Das ist die Abhängigkeit der Überstimmung von jenem Einsatz. 2. Fehlt aber die Unabwendigkeit, daß bei einer Änderung des Einvernehmens sich

auch der Effekt der insgesamt einvernommenen Beiträge ändert, dann würde die „Ursache" (der Einsatz, der Determinationskomplex) allein niemals ausreichen, um das Weiterdrängen, die überstimmende Verschärfung, zu „verursachen". Das bedeutet: Wo immer man die Bestimmungen eines Ereignisses ermitteln will, muß man das dynamische Gesetz der Überstimmung in die Rechnung einsetzen, wenn man nicht das Wichtigste des Determinationsgefüges übersehen will. Das gilt übrigens ganz allgemein! Wo man lediglich die Stücke und streckenweise Kraft- und Energiewirkungen sieht, wird nur das leblose Gerüst gesehen. Und nicht das „Dynamische" plus Determinationsgefüge ergibt das Ganze, sondern nur ein unauflösbares Ineinanderbedingtsein entspricht den wahren Zusammenhängen.

Das Unabwendige hat keine „Gründe" im allgemeinen Sinne. Es ist eine Unbeugsamkeit, aber kein „unbeugsamer Widerstand oder Grund", kein Grund, aufgefaßt als energie- und stoffgeladener Determinationsuntergrund und Nötigungskomplex. Jenes Gesetz des überstimmenden Neuen ist eine unangreifbare Bedingung, ohne eigentlichen „Grund", aber doch existierend in diesem Grunde und die Ursache aller Verpflichtungen an „Gründe" überhaupt. Es ist sozusagen die „Determination" der Transzendenz, die Bestimmung für das, was den „Grund", das Fundament, die „Füllung", den „Nötigungskomplex", das jeweils gegebene Bedingungs- und Ursachengefüge „übersteigt".

Ein sich in die weiterdrängende Situation des Determinationsgrundes einfühlendes, feinspüriges Vermögen findet häufig, daß der Weg zum Neuen „begründet" war. Diese Beobachtung trifft durchaus das Richtige, nur wird sie dann falsch ausgelegt, wenn man sich den Weg zum Neuen irgendwie im Sinne eines automatischen Entwicklungsprozesses vorstellt. Man „fühlt", daß es so und so kommen muß, und man beachtet dabei nicht, daß dieses „Mitfühlen" selbst auch vom Gesetz der Überstimmung bestimmt wird. Richtig ist, daß der Weg zur Verschärfung, zur Überstimmung der jeweils einzigen Möglichkeit des Neuen, ein ganz bestimmter, aber deswegen in keinem Falle ein automatisch vorgegebener ist. Hier liegt ein ganz feiner und doch ungeheuer wichtiger Unterschied, der sich übrigens nicht allein dadurch kennzeichnen läßt, daß die Überstimmung kein mechanischer Prozeß sei. Es ist angebracht, daran festzuhalten, daß die einzigartige Verschärfung erst dann bestimmt ist, wenn sie verwirklicht wurde.

Die Transzendenz zur einzigen (neuen) Wirklichkeit ist nicht aus irgendwelchen Anlagen — mag man sich diese mechanisch oder geistig oder beweglich oder sonstwie vorstellen — allein zu erfassen, sondern es bedarf jener inneren Konsequenz im Überstieg zum Neuen, um die Bedingtheit dieses Neuen den Bekanntheitstendenzen gegenüber zu gewährleisten. Sonst fehlt die Bedingtheit der Verschärfung, die über die „Anlagen" hinaus eine neue Einzigartigkeit, und damit ein neuer „Grund" geworden ist. (Vgl. die früheren Ausführungen!)

In diesem Zusammenhange sei daran erinnert, daß die „Richtung" der determinierenden Tendenz keine endgültige ist, oft wird eine Entwicklung unerwartet ganz anders ausgerichtet, als es die vorherigen Tendenzen vermuten ließen. Läßt man sich von solchen Tendenzen führen, so ist man versucht, von Zufälligkeiten zu sprechen, wenn der Entwicklungsgang plötzlich aus einer ganz anderen Richtung her umgestimmt wird. Das Aufkeimen aus Nebenrichtungen ist ein wesentliches Charakteristikum eines schöpferischen Prozesses, und da die Keimungssituation selten „durchsichtig" ist und von außen richtig erkannt werden kann, ist es angebracht, die Determinationen erst dann zu benennen, wenn die Verschärfung und Verwirklichung sich durchgesetzt hat. Nur dann kann man mit gutem Recht behaupten, ein Ereignis hätte nur so entstehen können, wie es entstand, weil dann die inzwischen „umgebogenen", „überstimmten" oder „verschärften" Durchhaltungen und „Gerichtetheiten", die „enttäuschten" Tendenzen, nicht mehr verkannt werden können.

Um etwa die Bestimmtheiten eines Keimungsprozesses richtig zu sehen, muß man das Gesetz der inneren Konsequenz einer Überstimmung in seinem wahren Charakter erkannt haben, jene Konsequenz, die nicht vornehmlich aus dem Nötigungskomplex, aus den Füllungen des Determinationsgrundes, gewährleistet wird, sondern in dem allen ein unabwendiges Gesetz ist. Diese eigenartige Unabwendigkeit darf aber nicht so ausgelegt werden, als ob ein dynamischer Prozeß nicht „gedämpft", „unterdrückt" und „umgebogen" werden könnte. Eine Unterbrechung eines dynamischen Prozesses greift jenes unabwendige Gesetz selbst in keiner Weise an. Dieses ist vielmehr gerade dadurch ausgezeichnet, im Wandel der Ereignisse, im Aufkommen und Versiegen der Tendenzen, widerstandslos und doch unbeugsam gültig zu sein, ohne damit in den Wandel selbst stabilisierend oder korrigierend einzugreifen.

B. Der geistige Prozeß

Die Denkwährungen. („Die Denkelemente")

Das schöpferische Vermögen beginnt bereits mit der Erfahrung. Schon in der Wahrnehmung und Auffassung, dem offenen Blick für das innere Wesen und die Wirkungszusammenhänge der Dinge, betätigt es sich. „Das innere Wesen der Dinge weiterentwickeln" (Rothacker), das ist seine vornehmste Aufgabe. Nicht mit blutleeren „Gegenständen" hat das schöpferische Denken zu tun, sondern mit Bedeutsamkeiten. Die Dinge „wirken", zeigen in jeweils anderen Zusammenhängen andere „Seiten" ihres Wesens. Ein Maschinenteil ist einem Erfinder kein bloßes Anschauungsmaterial, sondern ein Ding, mit dem man etwas unternehmen kann und das selbst die Dispositionen für ein derartiges Unternehmen in sich enthält. Nicht allein das, was praktisch verwertbar ist, ist wichtig, sondern das „innere Wesen", „Möglichkeiten" des Seins sind aufgeschlossen.

Wir müssen uns hier begnügen, einige wesentliche Charakteristika der Denkgrundlagen eines schöpferischen Prozesses anzuführen. Wir wollen in einem anderen, als im gebräuchlichen Sinne von Denkelementen sprechen; auch den Begriff der Erfahrungsgrundlagen müssen wir leider vermeiden, es sei denn, man würde sich einig darüber, daß ein Mensch mehr erfährt, als er — wachbewußt — in Erfahrung bringt. Außerdem müßte man berücksichtigen, daß die Erfahrungsgrundlagen sozusagen Denkwerte sind und Kampfwerte für den Lösungskampf in sich enthalten. Die Denkwerte stehen nicht unbeirrbar fest, sie schwanken in ihrer Erscheinung, enthalten aber dennoch Elementares. Sie sind nicht beliebig, das erkennende Wesen vermag sie zu erfassen und später im Lösungskampfe wirksam einzusetzen. Wir wollen die Denkgegebenheiten Denkwährungen nennen und vorerst nicht mehr darunter verstehen, als aus einer psychologischen Untersuchung ermittelt wird, die nicht nur die geformten Dinge der Erfahrung, sondern auch ihren funktionellen Wirkungscharakter mit in Rechnung setzt.

Es handelt sich dabei nicht um lineare Beziehungen, sondern um plastische Beziehungsqualitäten. Diese enthalten „mehr" aus dem Wesen der Welt, aus der sie „erfahren" wurden, als jeweils bewußt ist, sogar mehr als überhaupt je bewußt werden kann;

denn sie enthalten beispielsweise auch das, was gar nicht geartet ist, „klar" bewußt zu werden. Wenn z. B. jemand sein Gesicht verzerrt, so ist die Eigentümlichkeit der Verzerrung u. a. abhängig von der Beschaffenheit der Muskel. Diese Beziehung kann ich jedoch gar nicht sehen. Sie ist aber in dem überaus originellen Bild der Verzerrung als Durchstimmung unleugbar enthalten. Kein gewöhnlicher Mensch würde sich zwar bewußt machen, daß in jener Verzerrung eine Beziehung zu den Muskeln „enthalten" sei. Später aber, wenn etwa der Beobachter zufällig anatomische Studien betreibt, kann er sich an diese Erscheinung erinnern und zu einer erweiterten Einsicht gelangen, z. B. den Muskelverlauf mehr oder weniger genau bestimmen. Die Frage bewußt oder unbewußt aufgenommen, spielt hier übrigens keine wesentliche Rolle. Es werden Beziehungen aus dem Wesen der Außenwelt in den Wissensverband einfach hineingezogen, die in ihrer Art plastisch sind. Obwohl wir uns die Dinge der Außenwelt nicht „einverleiben", immer nur „Nachrichten" von ihnen erfassen, lassen sich diese jedoch nicht als bloße „Beziehungen" auffassen, auch nicht als Komplexzusammenhänge, sondern als solche, die mit dem Wesen der Dinge im Einvernehmen stehen und durch die wir wiederum mit dem „Leib" der Dinge ins Einvernehmen kommen.

Wir orientieren den Begriff der Denkwährungen am Eingewirktsein der Dinge. Obwohl bereits das bloße Zusammensein ein Eingewirktsein disponiert, beschränkt sich eine Denkwährung nicht auf ein bloßes Eingefügtsein im Milieu. Die Dinge dürfen ihren Ort im Raume wechseln und in überaus beweglicher Funktionsbeziehung miteinander stehen. Die einvernommenen Denkwährungen wurzeln mehr oder weniger tief in solchen Funktionszusammenhängen.

Das Wahrsein einer Funktion in einer Veränderung nennen wir das Eingewährtsein (vgl. S. 149ff.). Es ist nicht der Auffassungsgabe des denkenden Menschen zuzuschreiben, nicht allein „Meinung", „Anschauung" desselben, sondern vorgegeben. Man denke z. B. an das „Eingeraumt- und Eingezeitetsein" der Dinge! Hätten wir (und unsere Vorfahren) nur „raumlose" Begriffe erlebt wie Tugend, Stille, Liebe, Sehnsucht, und würde es überhaupt kein Eingeraumt- und Eingezeitetsein der Dinge geben, würde z. B. alles nur Tugend sein, dann würden wir wohl kaum eine Raumauffassung besitzen. (Eine Erfahrungstranszendenz soll damit übrigens nicht bestritten werden.)

Die Denkwährungen sind abhängig von der Welt, aus welcher sie existieren. So beziehen die Schönheitswährungen vorwiegend ihre Nahrung aus einer anderen Welt als die Zweckmäßigkeitswährungen, obwohl die Grenzen keineswegs streng und Übergriffe möglich sind. Zeitauffassungen und Modeerscheinungen sind zu beachten, ebenso bestehen Abhängigkeiten vom Persönlichkeitstypus. Das alles sind Dispositionen, die sich „vertiefen", „auflockern" und „überwinden" lassen.

Für die Beurteilung der Gefühlswährungen ist zuvor der Terminus „Gefühl" zu klären. Undeutliche Wahrnehmungen und Denkbeziehungen, feinspürige Ahnungen usw. sollte man nicht Gefühle oder gefühlsmäßig nennen. Eine feinfühlige Psychologie weiß jedenfalls zwischen Feinspürigkeit, Ahnungen, Intuitionen, unausgeprägten Wahrnehmungen, Symbolik einerseits und den echten Gefühlen wie z. B. Freude, Trauer, Niedergeschlagenheit, Stimmungen usw. anderseits sehr deutlich zu unterscheiden, obwohl die Tatsache ganzheitlicher Durchstimmungen allen diesen Erscheinungen zukommt. Eine intuitiv „erfühlte" Lösung ist etwas ganz anderes als etwa ein traurig stimmendes Mitgefühl. Und die Freude über die gelungene Lösung ist ebenfalls etwas anderes als das „Gefühl" der Sicherheit auf dem Lösungswege usw. Man erkennt, daß man den Terminus „Gefühl" nicht zu großzügig verwenden darf. — In welchem Sinne aber echte Gefühle Inhalt einer Denkschöpfung werden können, darüber im nächsten Abschnitt Näheres!

Die Denkwährungen sind aus einem Einvernehmen des erlebenden (erkennenden) Subjektes mit den Objekten hervorgegangen. Daraus sind Verbände entstanden. Diese Verbände müssen nicht immer von den einzelnen Denkern selbst geschaffen worden, sie können auch als fertige Gegebenheiten übernommen sein. Wieweit auch ererbte Beziehungen solche Verbände vorgeben, soll hier nicht entschieden werden, jedenfalls würde das unseren Entwicklungen nicht widersprechen. Es ist wesentlich, sich immer vor Augen zu halten, daß die Denkwährungen aus den Objekten und aus dem Subjekt — also beiderseits — bestimmt werden. Und es ist zur Vermeidung langwieriger Streitigkeiten außerdem zu beachten, daß das Durchstimmungsverhältnis der Beteiligten in diesem Verbande im ganzen und im einzelnen ein unterschiedliches sein kann. Obwohl die Dinge nicht in den Bewußtseinsverband eintreten können, so entsenden sie doch gewissermaßen „Nachrichtenqualitäten", die aus ihnen mitbestimmt worden sind. Und es ist hier — wie in allen Verbänden — die Möglichkeit gegeben, daß das eine das andere mehr oder weniger überstimmen kann, daß das Subjektbezogene oder das Dingbezogene überwiegt.

(Auch die Reproduktionen werden selbst in phantastischen Entartungen noch vom Wesen der ursprünglichen Dinge durchstimmt.) Und ein konstruktiver, subjektiv mitbestimmter wissenschaftlicher Erkenntnisgang ist — sofern er sich auf die Erkenntnis wirklicher Dinge bezieht — aus den Dingen beeinflußt. So liegt es z. B. im Wesen der Dinge, daß sich aus einem Regentropfen kein Ganzmetallflugzeug konstruieren läßt, und die Determination aus diesem Wesen der betreffenden Dinge muß als ein Machtwert im Verbande der daraus hervorwachsenden Denkwährungen aufgefaßt werden.

In diesem Zusammenhange sei auf die Arbeiten der Göttinger Schule über Objektionen hingewiesen. Ach [1] unterscheidet sensorielle, emotionale [2] und volutionale Objektionen. Wir schließen uns dem im großen und ganzen an. Nur würden wir auf eine Beachtung der Durchstimmungsverhältnisse, auf die Machtverhältnisse zwischen Subjekt und Objekt in den Verbänden, eindringlich hinweisen.

Die Denkwährungen bilden unter sich wiederum Verbände, die uns als Gewohnheitsstrukturen [3] bekannt sind. Auch solche Gewohnheitsstrukturen enthalten Objekt- und Subjektbeziehungen in jeweils ganz verschiedener Durchstimmung. Sie stehen häufig im Dienste der Lebenszweckmäßigkeit, müssen aber durchaus nicht ausschließlich von diesem Gesichtspunkt aus gewertet werden. Es gibt auch im Dienste der reinen Wahrheitssuche Gewohnheitsstrukturen (z. B. Begriffe). Wir müssen die reproduktiven Vorgänge und ihre Probleme hier leider unberücksichtigt lassen. Daraus soll jedoch nicht geschlossen werden, diese seien unwichtig.

Einstweilen wollen wir die ausgebildeten, mehr oder weniger bereits geprägten oder gestifteten Denkwährungen unter den Begriffen der Währungsgestalten (Durchhaltungen, Prägungen) und der Währungsqualitäten (Durchstimmungen) zusammenfassen.

---

[1] Vgl. N. Ach, Analyse des Willens. Berlin 1935. S. 318ff. Ach berücksichtigt auch die Abhängigkeit der Objektionen von den Persönlichkeitstypen, was sehr wichtig ist, hier aber nicht ausführlich verfolgt werden kann. Zum Thema Objektion vgl. ferner: Lotze, Logik I. Leipzig 1912. S. 15ff. — Maier, Psychologie des emotionalen Denkens. Tübingen 1908. S. 633ff.

[2] K. Mierke, Über die Objektionsfähigkeit und ihre Bedeutung für die Typenlehre. *Arch. ges. Psychol.* **89**, 1933.

[3] Vgl. N. Ach, Über die Gefügigkeitsqualität. XI. Kongreßbericht für Psychologie. Jena 1930. Finale Qualität (Gefügigkeitsqualität) und Objektion. *Arch. ges. Psychol.* Ergbd. 2, 1932.

Währungsgestalten sind zu finden als „Gleichheiten", Schemata, Gerüste, Begriffe, Reproduktionen und Assoziationen, Wiederholungsfunktionen, Ergebnisse des Lernens und Übens, „Bausteine" und „Elemente", als natürlich vorgegebene „Festigkeit" des Denkgegenstandes, als Verwandtschaftsdispositionen, als Gefügigkeitsqualitäten, Gewohnheitsstrukturen, automatisierte Verlaufsbahnen, „Grundformen", Instinkte, Prägungen, Führungen und Stützungen verschiedenster Art [1].

Währungsqualitäten nennen wir die Durchstimmungen dieser Prägungen, das was nicht so gefestigt ist, aber doch ebenfalls Bestimmungsmacht auszuwirken vermag.

Alle Denkwährungen sind mehr oder weniger durchschlagskräftig von dem natürlichen Eingewirktsein der Dinge und von dem Eingewährtsein bewegter Geschehnisse, von der Wahrheit in der schöpferischen Veränderung, mitbestimmt. Es fragt sich jeweils, wieweit diese Wahrheit durch subjektive Einmischungen getrübt worden ist.

Grundsätzlich müssen wir beachten, daß Denkwährungen (Erfahrungen) immer Machtwerte in sich enthalten, mögen diese auch noch so fein gesponnen sein. Die Frage der Machtverteilung in den Verbänden ist von größter Bedeutung, auch erkenntnistheoretisch übrigens! Anderseits sind zu beachten die Zügelungswerte (Führungswerte), die u. a. von aufkeimenden Machtwerten abhängig sind und Mächte zu „stürzen" oder zu „bezähmen" vermögen.

Alles in allem sehen wir in dem Wahrnehmungsapparat nicht nur einen passiven „Aufnahmeapparat". Zwar sind die Sinnesorgane u. a. Aufnahmeapparate, aber diese sind für ein erlebnisfähiges Wesen tätig, und diese Ausrichtung durchstimmt das Wahrnehmungsgeschehen schon dort, wo es nur aufnehmend tätig ist, wo eine schöpferische Verarbeitung der Denkgegebenheiten noch nicht stattgefunden hat.

---

[1] Rangette, Die elementaren Inhalte der Denkprozesse. *Arch. ges. Psychol.* **36**, 1917. — A. Grünbaum, Über die Abstraktion der Gleichheit. *Arch. ges. Psychol.* **12**, 1908. — Fröbes, Lehrbuch der experimentellen Psychologie. Freiburg 1929. — N. Ach, Über die Begriffsbildung. Bamberg 1921. — Seifert, Über Struktur- und Gefügigkeitsqualität. *Arch. ges. Psychol.* **88**, 1933 — Derselbe, Über Abstraktion und Gestaltauffassung. *Z. Psychol.* **78**.

Die unterschiedliche Bestimmungsherkunft

Wollte man alle Determinationen gruppieren, die einen Denkverlauf bestimmen, so käme man ins Uferlose hinein. Wir wollen vor allem Bestimmungen unterscheiden, welche 1. für den Gestaltungsinhalt, 2. für die Gestaltungsfunktion [1] verantwortlich sind, wobei wir nicht verkennen, daß Übergänge vorkommen.

Bestimmungen für den Gestaltungsinhalt sind u. a. die Denkwährungen (Denkelemente, Erfahrungen, Erfahrungsableitungen) welche einmal aus dem Wesen der Dinge und zum anderen aus der menschlichen Existenz, aus Verbänden die sich bilden, bestimmt werden. Von den einzelnen Manifestationen der Denkwährungen sprachen wir im vorigen Abschnitt.

Denkwährungen können auch aus dem inneren Leben des Menschen herkommen. Wichtig ist es aber, das Trieb- und Gefühlsleben in seiner doppelseitigen Wirkung für die Gestaltung zu kennen. Es muß einmal das gesehen werden, was Gestaltungsinhalt, zum anderen das, was der Belebung und Erhaltung der Gestaltungsfunktion dient, ihr Antrieb und Schwung verleiht. Fließt z. B. von der Freude, welche den Schaffensprozeß begleitet, einiges in die Gestalt selbst hinein, so interessiert uns für das Wesen der Gestalt in diesem Falle die Freude als Schöpfungsgehalt.

Es soll bei dieser Gelegenheit die vierfache Bedeutung der Gefühle unterschieden werden:

1. als Befindlichkeit (der Denker „befindet" sich in freudiger Stimmung),
2. als Gestaltungsantrieb (die Freude treibt zum Schaffen an),
3. als Gestaltungsinhalt (im Werke des Dichters [2] „lebt" die Freude. d. h. ihre Disposition),
4. als Gestaltungsergebnis (das gelungene Werk erweckt neue Freude).

Ähnliches gilt für andere Gefühlszustände wie Trauer, Verlassenheit, Zerknirschung, Haß, Wehmut, Aufgeschlossenheit, Leicht-

[1] Bahle unterscheidet streng dynamische und werkbestimmende Antriebe. Dynamische Antriebe enthalten die begünstigenden Momente für jede Art schöpferischer Tätigkeit, die werkbestimmenden die speziellen erlebnismäßigen Voraussetzungen eines jeden konkreten Werkes. Wir bemerken das zur Ergänzung unserer eigenen Auffassung. Bahle, Der musikalische Schaffensprozeß. Leipzig 1936. S. 133 ff.

[2] So lebt z. B. auch in einer politischen Schöpfung der Geist des Gestalters als lebendige Kraft, die dem rein sachlichen Getriebe erst die eigentliche Lebensfähigkeit verleiht.

beschwingtheit, Liebes- und Haßgefühle usw. Übrigens kann Freude das Schaffen hemmen, Haßerlebnisse können es antreiben und umgekehrt; das ist jeweils aus den Ganzheitsbeziehungen zu ermitteln.

Gestaltungsinhalt und Gestaltungsfunktion können aus ganz verschiedenem Herkommen beeinflußt werden. Es sind durchaus nicht vorwiegend die Erfahrungsgrundlagen, die Reproduktionen und die Denkwährungen bestimmend. Es sind alle möglichen Strebungen zu berücksichtigen, welche nicht nur regulieren, sondern oft auch den Inhalt selbst bestimmen, z. B. gewisse Verschmelzungen unterstützen, Trennungen durchführen, optimistische Stimmungen und damit Auflockerungen einführen usw. So kann durch herabgesetzte Nervenfunktion eine ganz bedeutende Umstimmung des Denkverlaufes eintreten. Es lassen sich folgende — darüber hinaus noch mehr — Determinationsgruppen, Herkunftsgebiete der Bestimmungen unterscheiden:

Bestimmungen die vornehmlich

1. aus dem Wesen der Dinge herkommen (Gegebenheiten),
2. aus dem Einvernehmen der perzipierenden Verbände stammen (Erlebnis)[1],
3. aus der menschlichen Existenz stammen (siehe 2—7),
4. aus besonderen Verbänden stammen (Traum, Primitivseele, Tiefenperson, Persönlichkeitsspaltungen, Wunschkomplexe, Beziehungssysteme usw.),
5. aus der gesunden Funktion der Apparate (Sinnes- und Nervenapparate) stammen (normale Verbände),
6. aus einer mangelhaften, geänderten Funktion oder aus Störungen stammen (abnorme Verbände, Phantasiewelten usw.),
7. aus Erbanlagen stammen usw.

Denkt man sich diese Determinationen als Vorgegebenheiten, die einfach nur „zusammenwirken" müssen, um das Ganze einer Schöpfung auszufüllen, so umgeht man in der wiederholt gezeichneten Weise das Hauptproblem. Es ist wichtig, gelegentlich an unbeachtete Herkunftsbeziehungen zu erinnern, sie herauszustellen, aber von welcher Seite auch Determinationen in den Schöpfungsprozeß hineingreifen mögen, die Frage bleibt vordringlich, wie aus dem Gegebenen das überstimmende Neue hervorgeht.

Eine Schöpfung wird nicht allein aus dem Willen, aus dem Vorsatz und aus der Selbständigkeit und auch nicht aus anderen Strebungen der menschlichen Existenz erzwungen (vgl. die

[1] Z. B. auch Spannungserlebnisse aus gegebenen, übergreifenden (geistigen) Kultursystemen.

Zeugnisse S. 79 ff.). Oft entsteht sie gegen den Willen, den Wünschen seines Schöpfers entgegengesetzt. Das zeigt sich schon dort, wo man sich gegen seinen Willen von Tatsachen überzeugen, auch noch dort, wo man sich ohne Willensanstrengung mitreißen läßt. Im künstlerischen Schaffensprozeß sind weiterdrängende Tendenzen wesentliche Gestaltungsfaktoren.

Neben dem betonten Willenseinsatz und der Eigenwilligkeit des Denkers ist eine allgemeinere Aktivität des schöpferischen Menschen — sozusagen im Hintergrunde — immer wirksam, so daß von einem mechanischen Ablauf niemals die Rede sein kann. Selbst die aufhorchende Hingebung an das Geschehen in der eigenen Seele ist ohne jegliches willentliches Verhalten undenkbar, Dennoch unterscheidet sich der betonte Willenseinsatz von der aufhorchenden Hingebung wesentlich.

Die eigenwilligen Eingriffe in den Schöpfungsprozeß vermögen Umstellungen und Umleitungen in Gang zu bringen, bestimmte Komplexe können lahmgelegt, andere aktiviert werden usw. Das geschieht in der Regel aus einer abstandnehmenden Übersicht heraus, ohne daß sich einzelne Herkunftsbedingungen (Motive) dafür immer aufdecken lassen. Wir werden später unter dem Thema der Zügelungen und Vorbereitungen — welches auch die Machteinflüsse anderer Verbände, nicht nur die der menschlichen Existenz berücksichtigt — ganz allgemein auf solche Beeinflussungen des Schöpfungsprozesses zu sprechen kommen, insbesondere auf die Gemeinschafts- und Ganzheitsprotektion hinweisen und damit ganz andere Determinationsbeziehungen aufzeigen als die aus dem üblichen Bilde der Kausalketten bekannten. Wo ein Ablauf nicht aus einzelnen Strecken determiniert ist, sondern z. B. aus dem „Ich" und damit aus dem, worin der Verband mehr ist als ein Mosaik einzelner Teile, da kann eine Determination auch nicht aus einzelnen Teilen erwartet werden. Anderseits aber kann daraus nicht geschlossen werden, daß ein Willensprozeß aus dem Unbestimmten eingeleitet worden sei. Die aus der Ganzheit protegierten, aufkeimenden Tendenzen folgen ganz entschieden einer Bestimmtheit, die allerdings nicht aus einem mechanischen Gefüge einzelner Teile zu begreifen ist.

Die übergreifenden Verbände

Wir müssen jetzt auf die Tatsache aufmerksam werden, daß ein Denkverlauf von übergreifenden „geistigen", „gedanklichen"

Tendenzen bestimmt wird, d. h. z. B.: ein Erfinder baut nicht etwa seine Nervenprozesse zu Maschinen zusammen, sondern diese Nervenprozesse dienen als psychophysische Werdeprozesse einer Tätigkeit, welche vorwiegend auf eine gedankliche Ganzheit, auf Denkwährungen und auf die Gestaltung neuer Bedeutsamkeiten ausgerichtet ist. Wir nehmen nicht die Dinge selbst in den Bewußtseinsverband hinein, sondern ihre Nachrichtenqualitäten, Bedeutsamkeiten, Wirkungsqualitäten, Denkwährungen, und wir fühlen uns diesen Vorgegebenheiten besonders verpflichtet. Darin aber steckt ein wichtiges Problem.

Man muß sich doch wundern, daß das Denken den Ereignissen oft mit Riesenschritten vorauszueilen vermag. Die Gedankenarbeit scheint einmal gebunden an Determinationen, dann wieder scheint sie frei zu sein. Man kann sich von Denkwährungen beeinflussen lassen, oder nicht, kann Erfahrungen streng oder oberflächlich auffassen, kann eine Erfahrung nachträglich vertiefen usw. Zwar widerspricht das Auf und Ab der Gedankenarbeit nicht den Erscheinungen der wachsenden und sterbenden Sympathie, aber die augenscheinliche Ungebundenheit gewissen Determinationen gegenüber scheint doch eine Sonderstellung einzunehmen. „Die Gedanken sind frei."

Der psychoorganische Gesamtprozeß aber, der mit der Gedankenentwicklung einhergeht, ist zweifellos ein Prozeß, der sich in jedem Augenblick seines Gewordenseins bindet, unabwendig wird. Das gleiche gilt für die durch ihn getragenen Qualitäten. Keineswegs aber garantiert diese unabwendige Folge des psychophysischen Werdeprozesses eine ebenso strenge Wirklichkeitsentsprechung zwischen der Erfahrungsgrundlage und einer etwaigen phantasievollen Weiterentwicklung derselben. Das Denken erhält seine Bedingungen aus dem psychoorganischen Werdeprozeß und in diesem empfängt es seine Nötigungen aus den Denkwährungen, aus dem, was es zu bedenken gibt. Die Denkwährungsbeziehungen und ihre Weiterentwicklung, Umschmelzung und Neuformung, sind Beziehungen übergreifender Verbände, Beziehungen des Gedanklichen und Gedankenartigen, der Bedeutsamkeiten und deren Wirkungszusammenhänge mit eigenen Bestimmungsmächten.

Das alles erfordert Arbeitstätigungen, deren Determinationen vom Denker nicht gesehen werden; dieser ist auf das ihn Interessierende ausgerichtet, auf die gedanklichen Beziehungen, während-

dem diese aber zweifellos von psychoorganischen Prozessen getragen werden. Gedankenbeziehungen sind solche übergreifender und getragener Verbände, ihre Determinationen werden nur soweit gesehen, soweit sie übergreifend eingreifen können. So kann man im Denkprozeß von Determinationen absehen, sich gewissen Einsichten entziehen, andere weiterentwickeln, ohne daß die auch notwendigen physischen, organischen Prozesse sichtbar werden.

Diese mußten sich im Laufe der Stammes- und Einzelentwicklung des Menschen herausbilden, indem ein besonders geartetes System übergreifender Verbände entstand, in welchem jene besondere Aufgeschlossenheit überhaupt erst möglich ist, derzufolge es Möglichkeiten, Aussichten, und zwischen ihnen die Freiheit des Wählens und Ablehnens, der Verpflichtung und Ablösung und der Gestaltungsvorbereitungen gibt (vgl. den übernächsten Abschnitt!). Es kommt das in der Selbstbeobachtung des Denkvorganges gar nicht zur Geltung, wir nehmen es wie eine Selbstverständlichkeit hin und sehen vornehmlich die Bestimmungen aus den Denkwerten.

Gewiß sind die Gedankenverbände aus eigener Selbständigkeit bestimmungsmächtig, von eigenen Bedeutsamkeiten in Anspruch genommen, deren Mitwirkung soweit geht, daß sie trotz äußerer Umschmelzungen der Erfahrungsgrundlagen führend bleiben, für den Gestaltungsverlauf auch dann noch wichtig sind, wenn dieser sich über die Bekanntheiten, Vorlagen und Erfahrungswelt hinauswagt. Gleichwohl darf niemals übersehen werden, daß dieses eigene Bestimmungsrecht vom und im Gesamtorganismus des Lebewesens irgendwie ermöglicht und zugelassen sein mußte. Sind wir uns darüber einig, dann können wir anderseits auch verstehen, inwiefern bloße „Nachrichten", Erfahrungswerte, bloße „Gedanken" so bestimmungsmächtig werden können, wie das im menschlichen Denken immer wieder bewundert werden kann. Die Erfahrungswerte enthalten Kampfwerte für den psychoorganischen Werdeprozeß, mit ihnen und aus ihnen „macht" dieser etwas, läßt aus ihnen Psychoorganismen wachsen, die sich sehr weit vom Boden der sicheren Erfahrung entfernen, aber dennoch neue Gestalten schaffen können, die späteren Generationen dasselbe sind wie Erfahrungen. Allerdings mußte der psychoorganische Werdeprozeß sich diesen oder jenen Denkwerten „verpflichtet" haben. Ohne eine derartige, meist aus den Verhältnissen schon nahegelegte Ver-

pflichtung sind die Denkwährungen nicht in jedem Falle bestimmungsmächtig (siehe Phantastereien!).

Das Wesen der übergreifenden Verbände läßt sich am Charakter der „Nachrichtenübermittlung" ablesen: Nicht die Dinge werden in den Bewußtseinsverband aufgenommen, sondern wertenthaltende Nachrichten aus ihnen. Das bedeutet, daß wir es hier von vornherein mit Dispositionen, Einflüssen und „Übertragungen" zu tun haben, denen gegenüber es die Möglichkeit der Überstimmung gibt. Eine Nachricht kann einmal oberflächlich sein, kann täuschen, anderseits kann man vor ihr auch nicht die Augen verschließen, sie enthält Bestimmungsmächte für die Weiterentwicklung seelischer Gestalten.

Das alles wäre allerdings nie zu der „Gedankenfreiheit" entwickelt worden, wenn es nicht den Vorgang der Überstimmung im Weiterdrängen und Weiterentwickeln und wenn es nicht übergreifende Verbände gäbe. So aber können Psychoorganismen weiterentwickelt werden, welche Denkzusammenhänge in sich bergen, die den Grundlagen der Erfahrung weit vorauseilen. Es wird sich später noch herausstellen, daß solche Weiterentwicklungen genau so echt sein können als seien es Erfahrungen. Das ist nur daraus zu verstehen, daß der psychoorganische Prozeß die gedanklichen Verbände in ihm „ernst" nimmt, so daß ihn übergreifende Tendenzen mitbestimmen. Diese enthalten qualitative, durchschlagskräftige Sperrungen und Förderungsdispositionen, die sich im Lösungskampfe auswirken [1]. In den geistigen Beziehungen können Verbände und Bestimmungsmächte neu aufkeimen, die den psychoorganischen Prozeß mitbestimmen, wenn dieser ihnen verpflichtet ist. Es darf also für die geistigen Beziehungen nicht angenommen werden, ihre Denkwährungen seien Beliebigkeiten.

Die Unbeliebigkeit der psychoorganischen Determinationsbeziehung soll keineswegs einer logischen gleichgesetzt werden. Diese psychologistischen Irrtümer machen wir nicht mit, weil wir immer zuerst fragen, welchen Verbänden sich der Schöpfungsprozeß verpflichtet fühlt. Er kann dem

[1] Zur ungefähren Veranschaulichung sei ein Beispiel aus dem Gemeinschaftsleben angeführt: Ein Psychologe sieht etwa in seinen Mitmenschen vorwiegend Charaktereigenschaften, sieht, wie sie sich gegeneinander ausspielen, aneinander reiben, Differenzen und Gemeinschaften begründen, sieht also die Wirkung der Charaktereigenschaften und „versteht" sie, ohne jeweils daran denken zu müssen, daß diese vom Leiblichen mitgetragen werden. Auch hier kann man in gewissem Sinne von übergreifenden Verbänden sprechen.

Logischen, aber auch den Gesetzen (!) des Leichtbeschwingten, dem Gewohnheitsmäßigen, Gefühls- und Schönheitswährungen, Zweckmäßigkeitsforderungen, dem Theoretischen und dem Praktischen, ja sogar Unwahrheitsforderungen verpflichtet sein, welche Gegebenheiten alle auch „Gesetze", mindestens widerstandsfähige, unzerstörbare Bedingungen in sich bergen, die für die Weiterentwicklung der Schöpfungsgestalt genau so mitführend bleiben wie die Gesetze der Logik.

Jene übergreifenden Tendenzen und Intentionen sind also nicht ohnmächtig, die natürliche Hingebung der menschlichen Existenz an sie, das Einvernehmen mit ihnen hat ihre Bestimmungswerte in den Verband hineingezogen, ähnlich wie man von der Welt eines vertrauten Freundes beeinflußt wird, ohne in dieser selbst zu leben. So wie diese Beziehungen „launenhaft" sein dürfen, so dürfen es auch die in den Verbänden der übergreifenden Tendenzen. So aber wie die Beziehungen trotzdem tatsächlich existieren, ähnlich auch hier. Und ebenso wie „Launenhaftigkeit" überhaupt den inneren Gesetzen des Prinzips der wachsenden und sterbenden Sympathie untersteht, genau so auch hier. Wir führen die diesbezüglichen Fragen im übernächsten Abschnitt weiter.

Das Problem des Es-denkt-in-mir

Betrachtet man den Bewußtseinsverband als den „wichtigen" Verband, der den Interessen der menschlichen Existenz dienstbar sein soll, dann ist es verständlich, daß dieser gewöhnlich vorherrschend ist. Eine reine Macht besitzt er jedoch nicht; denn z. B. das durch die „Nachrichten" übermittelte „objektive" Wesen der Dinge hat seine natürliche Kohärenz. Neben dem Verband des gewöhnlichen Wachbewußtseins können noch andere Verbände eine gewisse Gestaltungsbestimmung auswirken. Es ist in diesem Zusammenhange insbesondere die Tiefenperson[1] zu nennen. Primitivschichten kommen zur Macht, Qualitäten aus der frühkindheitlichen Erlebniswelt und archaische Währungsqualitäten werden bestimmungsmächtig. Diese Gegebenheiten verquicken sich mit einer weniger ausgeprägten, symbolhaften Differenzierung zu einer Erlebniswelt „seelischer Innerlichkeit" und „kosmischer Weite". Sei es Täuschung oder Wirklichkeit, die hemmende Kritik, die starren Vorschriften der scharfumrissenen Differenzierung, sind mehr oder weniger durchbrochen.

Aus einer anderen Quelle der Tiefenperson stammen die Triebe, die sich jedoch gerade in dieser nicht so starr gezügelten

[1] Vgl. Rothacker, Schichten der Persönlichkeit. Leipzig 1937.

Welt als Ersatz der Zügelung, als Durchhaltungen, als „Getriebe", bemerkbar machen und zusammen mit den dieser Welt zugänglichen Währungsqualitäten eigentümliche, fremdartige und in tiefsten seelischen Innerlichkeiten verwurzelte Gestalten mitbestimmen können. Es sind hier sowohl die Traumschöpfungen zu nennen als auch die kindlichen Einfachheiten genialer Denker.

Für das Problem der Produktion ist es gleichgültig, ob eine Schöpfung bewußt oder unbewußt gestaltet wurde. Die Grundfrage ist in beiden Fällen dieselbe, und wir haben das Unbewußte bisher gerade deshalb nicht herangezogen, weil wir vermeiden wollten, ein Ungeklärtes durch das andere zu erklären. Auch für die aufgelockerten Währungsqualitäten sind Verbände und Wachstumsprozesse erforderlich, ehe es zu neuen Gestalten kommt. Besonders dringlich ist aber die Frage, ob auch „kleinere" Verbände setzen, ob sie gedankenartige Gestalten (z. B. Erfindungen usw.) ohne ausgesprochene Mithilfe des Wachbewußtseins schaffen können. Diese Frage nach der Gestaltungskraft des Unbewußten kann übrigens nicht mit dem Hinweis erledigt werden, eine Gestaltung finde erst mit dem Eintritt ins Bewußtsein statt. Bender[1] hat unterbewußt gesteuerte, sinnvolle Leistungen nachgewiesen, die — ohne bewußt zu werden — motorisch offenbart wurden, so daß eine Beteiligung des Bewußtseinsverbandes im gewöhnlichen Sinne hier ausgeschlossen war.

Oftmals lassen wir uns gegen unseren Wunsch und unseren Strebungen ganz entgegengesetzt aus dem Wesen der „Dinge" überzeugen. Wo wir uns belehren lassen, verhalten wir uns passiv, es gewinnt etwas „Macht" in uns. (Das kann für eitle Menschen so weit gehen, daß ihnen diese „Macht" unerträglich wird.) Wo z. B. ein Erfinder von einer Einsicht geradezu beherrscht wird, von ihr zu ruhelosem Suchen getrieben wird, da sind es nicht vornehmlich persönliche Interessen, sondern Bestimmungsmächte aus außerpersönlichen, „objektiven" oder scheinbar objektiven Einsichten, die oft plötzlich über die menschliche Existenz hereinbrechen und sie sich dienstbar machen.

In ähnlicher Weise bemächtigt sich der unbewußte Gestaltungsverlauf der Nervenfunktionen, Dispositionen und Denkwährungen. Es muß angenommen werden, daß er sich parasitär von den Einrichtungen — u. a. von den Bewußtseinsdispositionen, Er-

[1] Bender, Psychische Automatismen. Leipzig 1936.

fahrungen usw. — der menschlichen Existenz und ihrer Apparate „ernährt". Da die Gestalt regelrecht eine eigene „Persönlichkeit", dem Wachbewußtsein gegenüber ein Fremdling ist[1], muß ferner angenommen werden, daß ein Psychoorganismus entsteht, der im übrigen so gezeugt wurde, wie das von gestaltungsfähigen Verbänden zu erwarten ist. (Vgl.: Die Zügelung zur Gelungenheit.) Daß aus den Denkwährungen fremdartig Neues herauswachsen kann, wird oft durch eine weniger ausgeprägte Differenzierung einer herabgesetzten Nervenfunktion gefördert, welche die linearen Beziehungen der wachbewußten Gewohnheitsstrukturen durchbricht, so daß eine scharfumrissene Differenzierung benachteiligt wird und Symbolhaftes bevorzugt zur Geltung kommt.

Da wir den Verbänden eine mehr oder weniger weitreichende eigene Bestimmungsmacht, Entwicklungsfähigkeit und Lebensfähigkeit zutrauen, verstehen wir es, wenn intuitiv Schaffende aussagen, nicht sie, sondern die Tatsachen selbst oder etwas Fremdes, Unbegreifliches, etwa gar ein Gott, hätten für sie gedacht.

Selbstverständlich ist die Frage des Bewußtseins von besonderer Bedeutung. Wie ich bereits an anderer Stelle (a. a. O. S. 80) ausführte, ist das Bewußtsein nicht als bloße Nebenerscheinung anzusehen. Warum aber jene sozusagen im Abseits existierenden (kleineren) Verbände unbewußt bleiben, und wodurch anderseits die Sich-Bewußt-Befindlichkeit der menschlichen Existenz begründet wird, darauf haben bisher weder Anhänger, noch Gegner des Unbewußten eine klare Antwort gegeben. In meiner früheren Arbeit habe ich auf die besondere Hervorgehobenheit einer bewußten Manifestation im zentral bezogenen Verbande hingewiesen, im Gegensatz zu der nur gewissermaßen im Abseits wirkenden, nebenher, aber unverletzt verlaufenden, unbewußten Erregung. Der ersteren entspräche dann eine alleinheitlich geltungsfähige, nicht nur übergreifende, sondern auch übergreifend herrschende Ganzheitserregung, im Gegensatz zu den im Abseits manifesten (unterbewußten, unbewußten) Prozessen, die nebeneinander verlaufen können, ohne sich sonderlich zu stören und zu verletzen. Doch hierzu sind meine Ausführungen über die theoretische Raumunabhängigkeit der latenten Eigenheit in dem größeren Zusammenhange grundsätzlicher Ausführungen in meiner oben zitierten früheren Arbeit heranzuziehen. —

[1] Vgl. die Zeugnisse auf S. 79f.

Es ist wichtig, die Tatsache des Es-denkt-in-mir richtig zu sehen und das Unbewußte nicht als Lückenbüßer für Ungeklärtes auszunutzen. Auch die wachbewußten Prozesse bedürfen ständig des Zuwachses unbewußter Beiträge, ohne daß deswegen „das" Unbewußte sozusagen als der „große Teich" angesehen werden dürfte, aus dem alle Geisteskinder geboren werden.

Die lebenstypische Führung

Indem der Mensch „herankommenden" Situationen vorgreift, aus ihren Dispositionen und seinem allgemeinen Erfahrungskomplex menschentypische Seinsformen anwendet oder entwickelt, überwindet er den Fatalismus der unbelebten Dinge.

So ist es jeweils ein Unterschied, ob man eine Schußwaffe auf einen Stein, oder ein Tier oder einen Menschen richtet. Die Frage, ob man treffen wird, ist in jedem Falle anders zu beantworten.

Der Stein muß die Kugel zu sich herankommen lassen, das Tier versucht zu entkommen, und der Mensch macht von seiner eigenen Schußwaffe Gebrauch und kommt dem Gegner zuvor. Das Tier sowohl als der Mensch können Dispositionen von Geschehnissen, die erst „drohen", die „herankommen", schon vorher erfassen und weiterentwickeln. Das Tier wurde durch Bewegungen verscheucht, vermag die Gefahr der Verfolgung aber nicht so gut abzuwenden wie der Mensch, der in diesem Falle zu einer besseren Vorhersage befähigt ist als das Tier. Mensch und Tier haben in Ansehung der Nötigungen und Möglichkeiten eine gewisse „Freiheit", in dem allerdings, was sie jeweils tun oder unterlassen, werden sie „unfrei". Der „Spielraum" des Menschen, den Nötigungen vorzugreifen, geht weiter als das beim Tier und beim Stein der Fall ist. Das aber ist darauf zurückzuführen, daß das Vermögen, Dispositionen weiterwachsen zu lassen, für die Individuen in ganz verschiedener Weise entwickelt worden ist. Wir erkennen aber hieraus, daß „Vorhersagen", „Berechnungen", „Idealisierungen", „Schlußfolgerungen", ja auch schon das „Interesse" und das „Aufmerken" ein Gemeinsames enthalten, welches zu der Weiterentwicklung der Dispositionen in Beziehung steht, zu der Erfassung dessen, woraus erst etwas werden soll.

Und in diesem Reiche des Noch-nicht-verwirklichten, d. h. besser gesagt: des noch nicht zu einer Möglichkeit Entschiedenen, gibt es Möglichkeiten und Freiheiten, Spannungen, Strebungen,

Wünsche und Ziele. Eine Spannung existiert zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit (Entschiedenheit). Möglichkeiten „stehen an", d. h. sie sind das In-Aussicht-Stehende, welches z. B. einem lediglich „blind" „ablaufenden" unbelebten Naturprozeß nicht zur Verfügung steht, wodurch diesem auch die lebenstypische Spannung unbekannt bleibt. Die Frage, wie das lebenstypische Geschehen die Welt der Möglichkeiten aufbrechen konnte, soll hier nicht eingehend erörtert werden. Nur soviel kann gesagt werden, daß ohne Gedächtnis (im weitestens Sinne) eine Zukunftsbezogenheit nicht hätte ermöglicht werden können, und ohne eine „Beziehungswelt" der Gedächtnisschätze — mögen diese physischer oder biologischer Natur sein —, würden Möglichkeiten nicht „anstehen", würden sie sozusagen unerfaßte Gebiete bleiben. (Zur Frage der Gedächtnisgründung vgl. meine oben zitierte Arbeit.)

In noch höherer Potenz besitzt der Mensch das Vermögen der vorgreifenden Bestimmung in seinen Denkprozessen. Die großzügig erfaßten Möglichkeiten spielen dem entscheidenden Gestaltungsprozeß voraus, belichten zuerst einmal ganz unbefangen das Gebiet, welches gegebenenfalls verschärft werden soll. Dieses voreilende Denken entfernt sich oft sehr weit „vom Boden der sicheren Erfahrung", anscheinend zwanglos bewegt es sich im Reiche der Möglichkeiten.

Diese Zwanglosigkeit wiederum steht in keinem Widerspruch zu der Gebundenheit und Bestimmtheit des psychoorganischen Werdeprozesses. Das Gewordensein unterliegt keinem Zwange mehr und steht auch nicht mehr in der Freiheit zum Werden. Es ist unabwendig „da". Das Dasein kommt in neue Freiheiten hinein und entzieht sich ihnen wieder durch die Verschärfung zur jeweils einzigen Möglichkeit. Aber sowohl das Hineinkommen in die Freiheit als auch der „Freiheitsentzug" sind nicht beliebig, sondern bestimmt. Diese Bestimmung wiederum ist keine Vorbereitung, sondern sie erfolgt erst während der eigentlichen Verwirklichung durch die Bindung (Verschärfung), an die jeweils einzige Möglichkeit des psychoorganischen Werdeprozesses. Das geschieht in der Überstimmung zum jeweils Neuen. Und die Bestimmtheit selbst wird gewährleistet durch das innere Gesetz der Überstimmung (Transzendenz, Weiterdrängen). Von einem „naiven Determinismus" unterscheidet sich unsere Ansicht namentlich darin, daß die Tatsache des „Anstehens" der Freiheiten und Möglichkeiten nicht geleugnet und auch

nicht als Selbsttäuschung gedeutet, daß insbesondere das Problem der Bindung im „Freiheitsentzug" gesehen und Freiheit trotzdem nicht im Sinne einer Beliebigkeit ausgelegt wird. Und wenn für die Lenkung und Leitung, Förderung oder Benachteiligung eines Werdeprozesses sich gewisse Bestimmungen nicht auf Früheres und noch Früheres zurückführen lassen, sondern z. B. aus der Bestimmungsmacht einer bestimmten menschlichen Existenz, und diese wiederum nicht aus einzelhaften Linien, sondern aus dem Vermögen der Ganzheitsprotektion (vgl. die näheren Ausführungen unten!) hervorgegangen ist, so ist das durchaus in Ordnung. Der menschliche Wille z. B. hat eigene Führungsmacht. Diese wiederum beginnt mit der Individualexistenz z. B. eines Verbandes. Und dieser — so hatten wir gesehen — war in ganz bestimmter Weise geführt von dem, was ihn wachsen ließ. Welcher Art auch die Verschärfungen der Entscheidung sein mögen, die Bestimmtheit eines Keimungsprozesses zeichnet sich gerade dadurch aus, keine einzelhaften „Motive" nachweisen zu können und doch den Wachstumsbedingungen und dem Gesetz der Überstimmung zu gehorchen. Gäbe es aber keine Keimungsprozesse, dann wäre alles „ausgeprägt", entschieden und unabwendig, dann gebe es die Besonderheiten des Lebens nicht, keine Stadien vor der Ausprägung, keine Möglichkeiten, keinen Zwang, keine Unentschiedenheit, keine Nötigungen und auch keine Freiheiten. So aber ist der Prozeß der Ausprägung einer neuen Schöpfung das typische Beispiel eines freiheit-entziehenden Werdeganges, und da der Prozeß nicht beliebig ist, ist natürlich auch die Freiheitsentziehung entsprechend unbeliebig. Indem wir also die Bedeutung der aufkeimenden Tendenzen betonten, haben wir gleichzeitig zum Freiheitsproblem Stellung genommen, ohne daß das hier im Einzelnen weiter ausgeführt werden könnte. —

Aber jene Bestimmtheit im „Freiheitsentzug" bietet noch keine Gewähr für eine sinnvolle Zügelung. Der Denker könnte sich auch für Sinnlosigkeiten entscheiden. Und es entsteht die Frage, wie angesichts der Zwanglosigkeiten in dem oftmals wagemutig vorstürmenden Denken eine sinnvolle Gestalt zustande kommt. Nach außen hin scheint es oft so, als ob ein Schöpfungsprozeß völlig regellos verlaufe und erst die erzielte Leistung beweist[1] eine feine lebenstypische Zügelung.

[1] Vgl. Hellpach, Schöpferische Unvernunft? Leipzig 1937.

Diese Zügelung ist natürlich von Dispositionen abhängig, von der Erfassung dessen, woraus erst etwas werden soll. Die geistige „Sicherheit" hat deshalb ein ganz anderes Zentrum als die physische Sicherheit. Das Leben eines Menschen mag im Augenblick noch so glückbringend sein, „weiß" dieser aber von einer drohenden Gefahr, so ist er sich seines Lebens eben nicht sicher; und anderseits kann eine augenblickliche Lebensgefahr noch so drohend anstehen, erkennt er die sichere Möglichkeit gerettet zu werden, so gewinnt er schon vorher seine Sicherheit wieder. — Dieses Leben in Ansehung der Gefahr mit dem tatsächlichen (oder eingebildeten!) „Wissen", durchzukommen, demonstriert uns eine der Manifestationen jener lebenstypischen Zügelung, die ganz allgemein ein notwendiges Prinzip im organischen Geschehen ist. Im Puppenstadium der Insekten z. B. geschehen lebhafte Protoplasmabewegungen, starke Einschmelzungen, Umwälzungen und Gefährdungen; dennoch behält „das Leben" diese Gefährdungen derart in Zügel, daß im Frühjahr ein wohlgestalteter Schmetterling der Puppe entschlüpft. Das ist Leben in reinster Form. Leben in Ansehung labiler und gefährdeter Prozesse!

Diese Beispiele sind für uns deshalb wichtig, weil gerade der schöpferische Gedankengang oft von Auflockerungen und Einschmelzungen, von riskanten und gefährdeten Situationen unterbrochen wird. Und es entsteht die Frage, wie er durch diese hindurch eine sinnvolle Gestalt „in den Griff" bekommt. Oft lassen sich nämlich aus den Gedankenzusammenhängen selbst keine vernunftgezügelten Beziehungen feststellen; reine Zufälligkeit ist aber auch nicht am Werke; denn das Wohlgestaltete, welches aus den Einschmelzungen hervorgeht, beweist, daß es einer unsichtbaren Zügelung unterworfen gewesen sein muß. Auf das Unterbewußte zu verweisen, wäre eine Ausflucht, denn solche Einschmelzungsprozesse gibt es auch im Unterbewußten.

Eine unsichtbare Zügelung gewährleistet z. B. den richtigen Verlauf der Umschmelzungsprozesse in der Reifezeit. Nach außen hin bietet sich das Bild eines Krankheitsprozesses. In Wahrheit ist hier eine gesunde Zügelung wirksam, die nicht sichtbar ist — was übrigens kein Ausnahmefall ist: die inneren Gesetze der allgemeinen organischen Wachstumsprozesse sind auch nicht sichtbar. Derartige Gestalterneuerungen, Gestaltauflockerungen und -umschmelzungen unterscheiden sich erheblich von wirklichen Krank-

heitszuständen, z. B. vom Gestaltzerfall im Seelenleben eines Geisteskranken.

Enge Beziehungen zwischen Genie und Wahnsinn lassen sich nicht bestreiten. Sie sollen auch nicht modifiziert werden, denn es gibt Abschnitte im Lebenslaufe schöpferischer Menschen, in denen die hervorgebrachten Gestalten Auflösungen nachweisen. Wenn aber der psychoorganische Prozeß durch Auflösungserscheinungen hindurch neue Gestalten aufkeimen läßt, in denen nachweislich ein gesunder Sinn waltet, so kann man das nicht einfach aus krankhaften Auflösungen erklären. Die zeugungsfähige Zügelung hat sich im Werke ausgewiesen, sie ist da, obwohl sie während der Auflockerungs- und Gefährdungssituation nicht erkannt wurde. Wo eine Erneuerung erstrebt wird, müssen notwendigerweise Werte (z. B. Erfahrungswerte, Gewohnheitswerte, Denkwährungen) eingeschmolzen werden, was natürlich Gefahren mit sich bringt.

Es sei in diesem Zusammenhang auch auf jene lebenstypische Labilität hingewiesen, die während der Reifezeit des Menschen während der Pubertät[1] und solcher Seelenzustände, die mit dem der Pubertät verglichen werden können, in Erscheinung tritt. Hier kann man das Vertrauen in die innere Sicherheit des Lebensprozesses nicht aus einer ängstlichen Beobachtung des äußeren Gefährdungszustandes[2] gewinnen, sondern nur aus dem Wissen um die innere Zügelung. Das gilt im beschränkten Maße auch noch für Gefährdungssituationen, die aus einer herabgesetzten Funktion des Nervensystems, seiner Erkrankung, aus Ermüdungs- und Rauschzuständen, aus gelegentlichen physischen und organisatorischen Fehlentwicklungen verursacht werden. Maßgebend ist nicht allein die Gefährdung, sondern die Gewähr, die das Leben bietet, mit ihr und durch sie hindurchzuleben. Die Reifezeit und ähnliche Umwandlungsprozesse sind keine Krankheiten, sondern gefährdete Werdeprozesse im Dienste des wachsenden Lebens.

Außerdem ist die Krankheit in ihrer physischen Auswirkung auf das Nervensystem oft gar nicht die wichtigste Teilursache eines ununterbrochenen Regenerationsprozesses[3]. Eine Krankheit

[1] Schmëing, Die mehrfache Pubertät. Berlin 1930.

[2] Vgl. Schmëing, Gestalt, Sexualität und Entwicklungsstufen. *Vjschr. f. Jugendkde.*, 3. Jg., 4. Heft, 1933; insbes. S. 209 unten u. S. 210.

[3] Der Schöpfungsprozeß selbst macht „krank", unabhängig von physischen Einflüssen.

macht kein Genie. Nicht eine Gefahr, sondern das Immer-Wieder der Gefährdung, ist sozusagen das tägliche Brot eines existentiellen Daseins, welches gegebenenfalls sich selbst in diese Gefahren immer wieder hineinführt, um sich von Stunde zu Stunde in ein neues Leben hineinzukämpfen. Jene Gefährdungen, welche durch organische Erkrankung sozusagen auf die Spitze gestellt wurden, waren die „erste Gelegenheit", anläßlich welcher es sich in ein „entblößtes Leben" verliebte; mit bloßem Fleische, mit abgerissener Haut zu leben, das ist seitdem sein selbstgewolltes Schicksal [1]. Dieses Leben verläuft natürlich nicht in bürgerlicher Gemütlichkeit; das ruhige, satte Bürgerdasein mag im leibärztlichen Sinne „gesund" sein, aber lebenstypisch und schöpferisch ist es nicht. Und ohne die Gefährdungssituationen schöpferischer Wandlungen gibt es auf die Dauer kein Leben. Es ist nun einmal das Schicksal des genialen Menschen, das als erster und allein durchzukämpfen, was die große Masse später zwar auch durchleben muß, ohne allerdings in die gleiche Gefahr zu kommen. Und nicht die Leidenschaftlichkeit allein war ihm Antrieb, sondern ein eigenartiges Verliebtsein in alles, was gezügelt und gefährdet getragen werden will.

Die selbstgesetzte Gefährdung

Für den Werdeprozeß einer neuen Gelungenheit im seelisch-geistigen Geschehen stehen die Dispositionen aus der Erfahrungswelt nicht unbeirrbar fest. Der Denker muß sich oft seine Ausgangsstellung immer wieder neu erkämpfen, indem er das tiefere Wesen zu ergründen sucht. Dazu treibt ihn keineswegs in jedem Falle eine bereits vorgegebene Aufgabe, oder eine Nötigung, nicht einmal bloße Neugierde, sondern ein Weiterdrängen, welches aus egoistischen Trieben und Tendenzen im Dienste der Lebenszweckmäßigkeit allein nicht begriffen werden kann. Obzwar die Strebungen der menschlichen Existenz die Hauptführung haben, sollen sie hier ein wenig benachteiligt bleiben, weil es uns um seelische Bedingungen zu tun ist, die vielleicht auch für die Lebenstriebe selbst begründend sind.

Wo die Möglichkeit einer „Sensation" in Aussicht steht, geht sozusagen eine „Anziehungskraft" von ihr aus. Das ist ein Beispiel

[1] In Kleists Penthesilea ist das scharf herausgezeichnet, vgl. u. a.: „. . . die abgestorbene Eiche steht im Sturm, doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder, weil er in ihre Krone greifen kann . . ."

aus dem gewöhnlichen Leben für die Überlistung im vorspürenden Denken. Es „drängt" nicht allein der wißbegierige Mensch, sondern die neuen Möglichkeiten berauschen ihn. Wir haben es hier mit der gelegentlich oben schon einmal genannten Verführung zu tun, die oft eine Gefährdung des Denkvorganges nach sich zieht, welche im ersten Rausche der Begeisterung nicht gesehen wurde. Es liegt im Wesen der Dispositionen, daß sie Wachstumsbedingung sind und ein weiterdrängendes Vermögen findet darin geradezu Vorbedingungen für ein Weiterfließen, für ein regelrechtes Hineinfließen in das Wesen der Zusammenhänge.

Die Eigenart der Überlistung gibt dem Wachstumsprozeß ein ganz anderes Gepräge als das der Komplexergänzungen. „Wer Pech angreift, besudelt sich", möchte man sagen. Am Anfang steht eine Gestaltungsaufgabe, die der Denker sich gestellt hat, ganz einfach aus, die Lösung scheint auf der Hand zu liegen. Erst bei näherem Herausdifferenzieren der Einzelheiten stellt sich die ganze Schwierigkeit heraus. Dieser List geht vornehmlich der Optimist auf den Leim. Die optimistische Situation im Gestaltungsprozeß entstammt dem Einsatz einer „Großzügigkeit", ohne welche ein vorspielendes, vorgreifendes Abtasten des weiteren Denkweges nicht erfolgreich sein würde. Das „Neue" erscheint dann im Lichte der optimistischen Betrachtung zuerst in seinen angenehmen und auffälligen Farben. Der nachfolgende Denkvorgang unternimmt eine Verschärfung zu diesem Neuen, d. h. Zuflüsse und Zuströme, die in dem vorherigen Wirkungsfelde noch kein Einvernehmen begründen konnten, weil die entsprechenden Bestimmungsmächte noch nicht aufgekeimt, weil die neuen Perspektiven noch nicht möglich waren, wachsen jetzt zu mitbestimmenden Verschärfungen heran. Und sehr oft stellt sich dann heraus, daß die erträumte Lösung oder Gelungenheit nur eine scheinbare war, daß man sich von äußeren, unvollkommenen Erscheinungen verleiten ließ. Dennoch sind solche Fehlgänge von größter Wichtigkeit für die Entwicklung, weil durch sie neue Bestimmungsmächte aufgekeimt waren und von hier neue Beziehungen „einvernommen" werden konnten. Die List ist also auf die Eigenart der aufkeimenden Determinationen zurückzuführen, die erst im ausgeprägten Zustande alle ihre Bestimmungsmächte offenbaren und verwirklichen. Diese wachsende Ausprägung ist von größter Bedeutung für den Werdegang einer Produktion.

Das Wechselspiel zwischen optimistischer Stimmung und oft mals treffsicherer Verschärfung kann auch vom Denker aktiv hervorgerufen werden. Sei es, daß er den Denkverlauf großzügig in lockere Bahnen hineinfließen läßt und dabei abwartender Beobachter im Hintergrunde bleibt, wie es in Wachträumen nicht selten der Fall ist, oder sei es, daß er Gefahr um Gefahr setzt, um die innere Bestimmungsmacht der Gestaltung in die Feuertaufe zu führen. Im letzten Falle gewinnt ein solches Denken, wenn man es als Fremder beobachten könnte, geradezu den Charakter eines Glückspiels; richtiger ist es, von der Kühnheit des Denkens zu sprechen, weil in diesem Ausdruck die Anerkennung eines innerlich Sinnvollen noch mitschwingt.

Die Kühnheit einer Hypothese ist ein greifbares Beispiel für ein solches Denken. Für die Beurteilung des Denkvorganges ist es wesentlich, daß solche Ergebnisse aus Dispositionen herausgewachsen sind, daß sie also im Laufe der Entwicklung eine ziemlich selbständige, eigene Welt begründet haben, so daß die ursprüngliche Ausgangsstellung häufig wie auf einer Wanderung durch abwechslungsreiche Landschaften ganz vergessen worden ist. Sieht man solch eine Welt ohne ihre Herkunftsbestimmungen, dann scheint sie völlig in der Luft zu leben. Wer z. B. eine wissenschaftliche Theorie vorgesetzt bekommt, ohne ihre Problematik, ihre Bedingungen und ihre tieferen Bedeutungen zu verstehen, wird gern in das Gerede: „Grau ist alle Theorie . . .“ einstimmen. In Wahrheit sagt die Theorie ihrem Schöpfer selbst meistens viel mehr als sie einem Außenstehenden vermitteln kann. In gleicher Weise gilt das für Beispielsgebungen, Symbole, Bilder usw. Diese werden in einer Bedeutung „gehalten“, die sich oft überhaupt nicht beschreiben läßt. Symbole leben in der Welt, welche sie stützen sollen, regelrecht wie Lebewesen (Psychoorganismen), wie Wesen, die es dem Denker ersparen, an alle Einzelheiten bewußt zu denken, die so viele Einzelheiten und Bedeutsamkeiten in sich einschließen, daß sie nie auseinandergelegt beschrieben werden können.

Schon bei verhältnismäßig einfachen Erfindungen mechanischer Apparate kann eine technische Zeichnung z. B. nur jeweils bestimmte Ansichten fixieren. Der Erfinder muß sich aber seine Erfindung ganzheitlich vorstellen. Und da ist es oft schwierig, jede Stellung der Elemente so vorzustellen, daß sie auch wirklich sein kann, d. h. z. B. in den zur Verfügung stehenden Raum

hineinpaßt, mit diesem oder jenem Hebel auch tatsächlich zusammenwirkt. Und obwohl er das alles zeichnerisch richtig festgelegt haben mag, veranschaulicht er sich doch durch primitive Elemente, Bleistifte, Streichholzschachteln und eingebildete Beziehungspunkte das Zusammenwirken der Teile, um die eingebildete Welt wenigstens einigermaßen zu stützen, um sich zu vergewissern, daß die Maschine auch tatsächlich so funktionieren wird, wie er es sich vorstellt. Einem Außenstehenden würden jene augenscheinlich willkürlich zusammengelegten Gebrauchsgegenstände nicht viel bedeuten, es sei denn, er hat eine tiefere Einsicht in das Wesen der Erfindung.

Ähnliches gilt für die Symbole und Bilder. Das, was von außen her erkennbar ist, erscheint recht gewagt und riskant, die Beispiele, welche gegeben werden, „hinken", und selbst die gelungene Einbildung einer neuen Schöpfung wird nicht geglaubt, ehe sie nicht verwirklicht ist. Der Erfinder muß aber vorher an sie glauben können. Das ist die Bedeutung der oftmals sehr lockeren Gebilde, Symbole und Beispielsgebungen. Ein Symbol wird in der äußerlichen Betrachtung immer verkannt und kann nur dann richtig bewertet werden, wenn man die Welt kennt, von der es getragen wird.

Wer nur eine Komplexergänzung oder gar nur eine Kombination anerkennen will, muß solche Erscheinungen geradezu falsch sehen, er sieht gefährdete, haltlose Entwicklungen, Auflockerungen und Phantastereien, kann sich aber kaum ein einigermaßen entsprechendes Bild von der „Welt" machen, welche solche Gefährnisse trägt, nicht nur trägt, sondern durch sie hindurch in ganz neue Möglichkeiten hineinwachsen kann. Mit „Komplexergänzungen" einerseits und Abstraktionen anderseits kann man das Wesentliche dieser Wachstumsprozesse nicht treffen, das Auffällige vielleicht, das was sich schematisieren läßt, nicht aber das, was hier in Wirklichkeit am Werke ist. Abstraktionen — wie wir sie verstehen — sind nicht zufallsbedingte Weglassungen, sondern übergreifende Funktionen, sinnvoll gezügelte Gestalten, deren Aufkommen keineswegs in der Regel dem Zufall überlassen ist. Wo es sich nicht um Gewohnheitsabstraktionen handelt, da ist die Auffindung des brauchbaren Keimes aus den anstehenden Lösungsaussichten oft der entscheidende Augenblick im schöpferischen Prozeß.

So wie ein Menschenleben, das ständig in neue Gefahren und andere Situationen hineingerät, einen inneren ruhigen Pol in sich selbst behält, so vermag auch ein Denkverlauf eine gewisse Individualität (einen Psychoorganismus) in sich zu begründen. Das neu aufgekeimte Einvernehmen schafft Verbände mit innerer Sicherheit, d. h. mit Bestimmungsmächten aus diesen Verbänden, die durch das Einvernehmen „getragen" werden. Wenn nun jemand eine riskante Idee, einen Vorstoß in ein Neuland wagt, so ist damit ja keineswegs gesagt, daß er zum Phantasten werden, daß sich sein gesunder Menschenverstand damit ändern müßte. Selbst in einem Rausche behalten wir noch den Kern einer „vernünftigen" Persönlichkeit. Und ähnlich ist es im Rausche eines vorstürmenden Denkens. Zwar ist dieses oft für gewisse kritische Fragen im Augenblick blind, aber ein feingezügelter Untergrund durchstimmt dennoch die waghalsige, kühne Situation, so wie eben ein Könner überhaupt in uns das Vertrauen erweckt, daß er sich durch eine Gefahr hindurchkämpfen wird — ohne es jeweils im einzelnen schon zu beweisen — so wird auch das vorspürende Vermögen durch feingezügelte Bestimmungsmächte getragen, die in sich eine eigene Sicherheit begründen.

In den großzügigen Situationen lebt eine ganze Welt. Das behende Schiffchen im Webstuhl der Gedankenarbeit oszilliert innerhalb dieser Welt und spinnt sie weiter aus. Symbole[1] sind Haltepunkte, Verdichtungen, „Gewächse", Psychoorganismen, die in sich Bestimmungsmächte begründen, welche ein weiteres vorspürendes Denken stützen, das seinerseits wiederum hier und dort ein neues Einvernehmen gründet. Jedes gegründete Einvernehmen aber hat eine mehr oder weniger große Bestimmungsmacht, kann also mitführen und zügeln. Und diese Zügelung wiederum ist für die jeweils neue Qualität eine Durchstimmung oder Durchhaltung. Ihr gegenüber können gefährdete Situationen gewagt werden, weil sie diese noch durchstimmen, weil das bereits Gesicherte und Eroberte nicht ohne weiteres verloren geht, wenn es sich in neue Gefahren wagt. Zwar verschiebt sich das Zentrum der Zügelung allmählich, aber die Zügelung geht so wenig verloren wie der Kämpfer im bewegten Kampfe seine Geistesgegenwart verliert. Daß in gefährlichen Situationen aber Unglücksfälle häufig sind, das darf hier nicht zu falschen Vorstellungen veranlassen.

[1] Vgl. Behn, a. a. O. S. 240, „die kernströmigen Bilder"!

Diese „Geistesgegenwart" im Hintergrunde ist nur möglich durch das lebenstypische Vermögen der durchgreifenden Zügelung. Ich erinnere an das Puppenstadium der Insektenentwicklung, in welchem Sicherungen und Stabilisierungen nicht offen sichtbar, aber trotzdem wirksam sind. Das läßt sich nur aus einer Durchstimmung von Dispositionen und daraus hervorwachsenden Verbänden, späteren Verschärfungen und Formungen begreifen, deren „Sicherheit" in der Zusammenstimmung ihrer Wachstumsprozesse zu suchen ist (vgl. auch die Ganzheitsprotektion S. 144 ff.).

So sind auch die feinen Durchstimmungen in einem Kunstwerke existentielle Gebilde[1]. Etwas von dem Wechselspiel des Schöpfungsprozesses ist in die Symbole des Werkes hineingeflossen und oszilliert in ihnen nahezu aus eigener Selbständigkeit. Leichtbeschwingte Großzügigkeit im wachsenden Rausche bis zur Leidenschaftlichkeit wechselt im gezügelten Rhythmus mit unbeweglicher Stille, und im Grunde des Ganzen lebt verborgen und doch drohend eine unbestimmbare Spannung[2]. Ein unausgesprochenes Hoffen durchglänzt und durchstimmt das Offenbarte. Das Phänomen des Glanzes (wäre je eine Tragödie geschaffen worden, wenn nicht die Tränen glänzen würden?) in seinen verschiedenen Nuancen erregt sich an dem tief gegründeten Wechselspiel, nicht in den äußeren Veränderungen, sondern an dem Gefährdetsein bis zur endothymen[3] Gründung einer Existenz[4] und an der Vorahnung des Sieges schon in seinem keimhaften Aufkommen. Diese ganze Welt erhält ihr eigentliches Gepräge erst durch das sich aus höchster Gefährdung Abfangende, das immer wieder neu und sich

---

[1] Damit steht gleichzeitig die Fragilität und Hinfälligkeit (Solger) des Ästhetischen zur Debatte, die Zerbrechlichkeit, das Zugespitzte, Überschärfte und Abenteuerliche (Becker). — Vgl. O. Becker, Von der Hinfälligkeit des Schönen und der Abenteuerlichkeit des Künstlers. *Jahrb. f. Phil. u. Phän.* Halle 1929.

[2] Vgl. Klages, Vom Wesen des Rhythmus. 1934. S. 56: „verborgene Oszillationen . . ."

[3] Vgl. Lersch, Der Aufbau des Charakters. Leipzig 1938.

[4] Über die existentielle Erregung vgl. Haigis, Das biomythische Bewußtsein in der freien Märchenproduktion. *Z. Psychol.* **138**, 1936. — Auch nüchterne Erfindungen vermögen „existentielle Erregungen" während des Nacherlebens dieser Erfindungen hervorzurufen, wie überhaupt jeder geniale Gedanke so erlebt werden kann, als sei man selbst sein Urheber gewesen. Dazu muß man allerdings in den Spannungen der gleichen Situation leben oder sich in sie hineinversetzen können.

selbst Gebärende und in all dem aus dem Weiterdrängen, welches auch dort noch „ansteht", wo augenscheinlich Stille atmet.

Es bleibt noch zu fragen, warum die oszillierende Gefährdung vom Lebens- oder Gestaltungsverband selbst herbeigeführt wird. Wir wollen dabei unsere früheren Überlegungen nicht aus dem Auge verlieren: Ein Abenteuer kann nur im großzügigen Rahmen vorbereitet werden. Zu seiner eigentlichen (wirklichen) Gestalt verschärfen muß es sich selbst. Das gilt auch für die kleinen „Abenteuer" im künstlerischen Schaffen.

Im allgemeinen scheint es so, als müßten die Verbände sich damit begnügen, Spannungen zu beseitigen, „Lücken auszufüllen", Aufgaben zu erfüllen, den „Schluß" zu finden usw., d. h. als käme es nur darauf an, jeden aufkeimenden Sympathiebeitrag ins beste Einvernehmen mit dem Verband zu bringen. Das würde einen statischen Lustgewinn mit sich bringen, das Denken und das Leben zu einer sehr langweiligen und glanzlosen Angelegenheit machen. Da jedoch ein statischer Ruhezustand zugunsten einer oszillierenden Gefährdung benachteiligt wird, wird die letztere zur eigentlichen Lustquelle, zu einer vertieften möchte man sagen, indem das Lebewesen schon die Zügelung der Bewährungsdispositionen, des „In-Aussicht-Stehenden" unternimmt und seine Sicherheit hauptsächlich in diesem Zentrum begründet ist (vgl. die Zukunftsbezogenheit!); erst in Fällen ausgesprochener Nötigung wird die Sicherung in die Ebene der alltäglichen Sorge verschoben. Es wäre deshalb auch falsch, die Sehnsucht in eine höhere Wirklichkeit ausschließlich gewissermaßen als „Ersatzbefriedigung" anzusehen. Dieser Begriff würde die Existenz in einer „höheren" Welt nicht begreiflich machen; es ist das nicht immer so zu interpretieren, als ob sich etwa der Künstler in seine „Scheinwelt" flüchte, wie sich ein Psychopath „in seine Krankheit flüchtet". Vielmehr gilt — sogar auch für diesen — daß die gewöhnliche glanzlose Welt — mit Recht oder zu Unrecht — „entwertet" ist, weil alles in künstlerischen Strukturen darauf angerichtet ist, das Leben von möglichst tief verwurzelten Bewährungsdispositionen aus zu zügeln. Und wo — scheinbar oder tatsächlich — solch eine Zügelung gelungen ist, da werden die alltägliche Sorge und die Alltagsgefahren gar nicht beachtet und das Ausruhen in der Alltäglichkeit verliert seinen Lustwert, obwohl die gelegentliche Sehnsucht nach solch einem Ausruhen immer wieder durchbricht. Und daraus wiederum läßt sich die Parallele für die Schöpfungen

selbst entwickeln, daß nicht die jeweils ruhenden Zustände lustschöpfend sind, sondern die sich im Keim immer wieder neu klärende, in den Urtiefen des Lebens oszillierende Gefährdung. Der „Reichtum" eines solchen Lebens liegt nicht in der Sammlung der „Ruheplätze", sondern in der Reichhaltigkeit der Zügelungsdispositionen, welche in jedem Abenteuer „angeknüpft" wurden (Reichhaltigkeit der „Erlebnisse"). Das Weiterdrängende steht innerhalb dieser Welt der Zügelungsdispositionen derart verführerisch an, daß ein Ausruhen eben Resignation, Verzicht bedeuten würde. Da nun einmal das Existenzzentrum in diese andere Welt verlegt worden ist, muß eine diesbezügliche Verzichtleistung natürlich als Lustschmälerung gewertet werden[1]. Dem Spießer bleibt das unverständlich. Bestenfalls im Glücksspiel, in den Sensationen des alltäglichen Klatsches, im prickelnden Nervenkitzel oder in den Lustschlössern seiner Wachträume kann er abgewertete Formen der oszillierenden Gefährdung erleben[2].

Die einzig wahre Sprache spricht das Werk aus sich selbst. Seine Wertganzheit, sein eigener Glanz und seine lebendige Existenz

[1] Entsprechend darf die Ruhmsucht nicht allein aus dem gewöhnlichen Ehrgeiz und Geltungstrieb abgeleitet werden. Das Genie will Glanz um sich sehen. Und wie ein staunendes Kind entdeckt es diesen und kann es nur selten unterdrücken, auf dieses Ereignis aufmerksam zu machen, das bewundert werden soll, wie man ein unerhörtes Naturspiel bewundert. Sobald eine derartige Bewunderung in allzu deutliche persönliche Lobhudeleien ausartet, wird sie dem Genie zur Ekelerregung.

[2] Aber auch Perversitäten und krankhafte Erscheinungen sind in diesem Zusammenhange zu nennen, etwa die Wollust des tiefen Schmerzes und andere Selbstquälereien, das Beharren in ekelerregenden Situationen, das Waten im Schmutz; wobei auch hier das Weiterdrängen zu beachten ist, welches in unerschöpflichen Erfindungen von Perversitäten Befriedigung sucht. Der wollüstige Schmerz beweist, daß auch diese Gefährdungen irgendwie physisch oder psychisch tief, jedenfalls nicht oberflächlich begründet sein müssen, damit die Zügelung aus ebensolch tiefer Empfindung geschürft wird. — Es sind das natürlich nur äußerliche Verwandtschaften — meist krankhafter Art, die psychologisch zwar sehr interessant sind — gerade weil bestimmte Charakterzüge überdeutlich gezeichnet zu sein pflegen — die aber keine Vergleichswerte liefern für die ganz andere Gefährdung in einem Kunstwerke. Diese wird vornehmlich aus eigenen (z. B. ästhetischen) Lust-Unlustwerten angeregt, und es ist interessant, daß eine oszillierende Gefährdung aus ganz verschiedenen Anregungen (z. B. Strebungen, Wünsche, Ehrgeiz oder aber: Gestaltexistenzen, Existenz des Werkes oder: Spielregel-Fanatismus, Spielerleidenschaft usw.) eingeleitet werden kann.

sind nur vom Herzen seiner Welt aus erlebbar. Für die Unterscheidung der zeugungsfähigen Gefährdungen und Auflockerungen, im Gegensatz zu leeren Abstraktionen, schädlichen Zersetzungen, Unechtheiten, Neuerungs- und Abenteuersucht können u. a. auch die wichtigen Hinweise von Klages über das Formniveau herangezogen werden. Es ist verständlich, daß für die Beurteilung solcher Gestaltungen, deren Zügelungsdispositionen selbst tief verwurzelt sind und aus immer wieder neuer Zeugungsfähigkeit ernährt werden, der lebendige Rhythmus (und dessen Formniveau) miterlebt werden muß, der sich nun einmal nicht mit wissenschaftlichen Apparaten ausmessen läßt.

Die Zügelung zur Gelungenheit

Nach Maßgabe der Denkwerte und ihrer Qualitäten bilden sich aus Sympathie- und Antipathiebeziehungen Verbände. Diese sind aber keineswegs als assoziative Verknüpfungen aufzufassen. Aus fördernden oder schädigenden Beziehungen werden in einem außerordentlich tätigen Psychoorganismus Wachstumsprozesse angeregt, es keimen neue Determinationen auf, die ganze Schöpfungsgestalt ist ein bewegliches Gebilde lebhafter Wachstumsprozesse, die von großen und kleinen Führungsmächten angeregt und deren Aufkeimen aus diesen protegiert werden. Wie in einem Gemeinschaftsleben eine erfolgreiche Gestaltung neue Anziehungskräfte ausübt, so gilt ähnliches für jedes bereits Geformte, für jeden in sich gefestigten Verband. Dieser zieht sozusagen zu sich heran, es machen sich Sympathien oder auch Antipathien ihm gegenüber geltend, welche nach dem Prinzip der wachsenden und sterbenden Sympathie einen Keimungsprozeß protegieren [1]. Dieses Protektionsprinzip, das ich an anderer Stelle näher behandelte [2] begründet u. a. Spannungen, Sehnsucht, Begehren, Zielstrebigkeit und Zukunftsbezogenheit, Sinnvolles und Zweckmäßiges.

Es ist aber nicht als Zweckmäßigkeitsprinzip aufzufassen. Ein Begehren z. B. muß nicht unbedingt zweckmäßig sein [3]. Die Protektion aus lebenstypischen Verbänden fördert gestaltstützende Beziehungen, aber es ist nicht gesagt, daß diese wirklich zweckmäßig sein müssen.

---

[1] Das sind auch „Ergänzungen", aber ganz anders orientiert als die Selzschen Komplexergänzungen!

[2] Meinecke, Naturgesetze . . . Die Protektion der Gemeinschaft. S. 48.

[3] Meinecke, a. a. O. S. 72.

Wenn ein Ganzes mehr ist als die Summe der Teile, dann muß von ihm auch eine besondere Determination ausgehen. Für eine derartige Ganzheitsprotektion lassen sich Kausalketten und -komplexe nicht nachweisen[1]. Die Ganzheitsprotektion ist zwar in der „Nähe" des zu bestimmenden Ereignisses verschärft und besonders herausgezeichnet, sie „verliert" sich aber anscheinend in ihrer Herkunftsbeziehung in der Ganzheit, aus welcher sie bestimmt wird. Wenn jemand aus Eifersucht seinen Nebenbuhler erschlägt, so ist zwar die Eifersucht das nachweisbare allgemeine Motiv, ausgelöst ist die Tat aber aus den gegebenen, bestimmten Ursachen. Die Eifersucht selbst ist ein Gebilde ohne verschärft geprägte Linienführung, sie nimmt erst in den Situationen „bestimmte Formen" an. Es ist, als sei die Tat aus der Eifersucht herausgewachsen. Und analog wächst ein genialer Gedanke aus einer Ganzheitssituation heraus und in eine neue Ganzheitssituation hinein. Obwohl die Bestimmungslinien sich im Ganzheitlichen „verlieren", sind sie aber deshalb nicht unbestimmt! Die unter einer Ganzheitsprotektion aufkeimenden Tendenzen gehorchen ihren ganz bestimmten Wachstumsbedingungen, und es ist ein Vorurteil des mechanistischen Zeitalters, anzunehmen, etwas sei nur dann bestimmt, wenn es in Kausalketten verbunden sei.

Kommt ein genialer Gedanke den Bedürfnissen seiner Zeit entgegen, so hat er eine ganz andere Aussicht zu wachsen als zu ungelegener Zeit. Hier ist die Zeitsituation Ganzheitsprotektion und Wirkungshilfe. Im Denkprozeß sind es die Verbände. Und nur unter Berücksichtigung der Ganzheitsprotektion und der Transzendenz ist es verständlich zu machen, wie ein anfangs unmaßgeblicher Gedanke über seine primitive Bestimmungsmacht hinauswachsen kann bis zum einflußreichen Gestaltungsprozeß. Man kann hier einwenden, daß mancher geniale Gedanke schon zur gelegenen Zeit gekommen aber nicht von dieser erkannt worden sei. Das stimmt, ändert aber nichts an dem Grundprinzip der Ganzheitsprotektion, für das diese Äußerungen nur Hinweise sind. Ohne Ganzheitsprotektion und ohne das Gesetz der Überstimmung würde es ein Über-sich-Hinaus-Wachsen überhaupt nicht geben, und entsprechend gäbe es dann auch keine Keimungsprozesse, keine Unentschiedenheiten, Freiheits- und Möglichkeitsaussichten, keine wachsende Ausprägung usw.

[1] Das ist z. B. der Fall, wenn eine weltanschauliche Haltung eine Handlung bestimmt.

Indem ein bereits in sich gefestigter Verband eine Protektion auswirkt, z. B. Aufkeimendes zu sich heranzieht, entsteht damit eine Immanenz-Tendenz: die bereits geprägten Formen wollen sozusagen beherrschend bleiben, das neu Aufkeimende soll in den größeren Verband eingeordnet werden. Da aber ein Verband gleichzeitig Protektor einer Überstimmung ist, handelt es sich dabei nur um Vorbereitungen, Nötigungen, die jeweils in einzigartiger Weise im Vollzuge der Transzendenz nach den uns bekannten Gesetzen überstimmt werden.

Entsprechend begünstigt das „Angebrachtsein" oder „Unangebrachtsein" des Aufkeimenden nicht bloß eine „Einordnung" oder „Einfügung" in das bereits Bestehende und Ausgeprägte, sondern gleichzeitig auch ein „Überfließen". (Der Charakter des Angebrachtseins selbst ist abhängig von den i n n e r e n Bedingungen der jeweils maßgebenden Verbände, nicht von starren Zweckmäßigkeitsprinzipien. Es kommt immer auf den Charakter der Verbände an, die mitwirken. So kann sich die Förderung durchaus auf eine bloß assoziative beschränken, wenn die Verbände so geartet sind, daß sie eine tiefere Gründung nicht ermöglichen können.)

Die von einem Verband ausgehende Protektion zeichnet sich vor allem während eines Keimungsprozesses aus. Fördert der Keimling den Gemeinschaftscharakter (das Einvernehmen) dieses Verbandes — und sei es nur andeutungsweise und ganz geringfügig, so wird dem Keimling selbsttätig ein zusätzliches Mehr aus diesem verbesserten Gemeinschaftszustand zuteil, so daß eine wachsende Ausprägung im Sinne des früher erörterten Beispieles der wachsenden Sympathie zustandekommt (S. 101 f.)

Beachten wir vor allem, daß protektionsfähige Verbände neu aufkeimenden Beziehungen je nach deren Charakter ein zusätzliches Mehr der Förderung während der wachsenden Sympathie zugutekommen lassen, so erkennen wir das Vermögen der Zügelung, die bereits das Aufkeimende, In-Aussicht-Stehende und Antizipierte, Noch-nicht-Bestimmte zu erfassen sucht. Das Mehr der Förderung einer aufkeimenden Determination i n n e r h a l b eines Verbandes ist natürlich von der Bestimmungsmacht dieses Verbandes abhängig. Durch den Charakter desselben wird ein ungefährer Rahmen vorgegeben, der durch die aufkeimende Situation unter Umständen mehr oder weniger glücklich überspielt werden kann. Die Vorherbestimmung aus den Zügelungsdispositionen der Verbände ist also durchaus eine großzügige. Es wäre auch falsch, nun zu

meinen, daß die sympathischen Wahrheiten jeweils „eingeordnet“ würden, während die unsympathischen vernachlässigt werden. Ein einfaches Wunschdenken verläuft zwar in solchen Bahnen; aber ein kritisches z. B. erweitert die Situationen. Eine solche Erweiterung kommt dadurch zustande, daß eine Zügelung der aufkeimenden Determinationen schon möglichst im Keim zu beginnen trachtet, das tiefere Wesen der Dinge zu ergründen versucht. Da infolge des Weiterdrängens die jeweils aus naiven Erfahrungen geschaffenen Verbände sich als oberflächlich, d. h. nicht „ergründet“ genug erweisen, erlangt das tiefere Wesen der Zusammenhänge eine bedeutendere Bestimmungsmacht; die aus ihm aufkeimenden Determinationen sind zwar oft „ruhestörend“, aber das Gefühl, bereits das In-Aussicht-Stehende zu „zügeln“, verschafft bessere Sicherheiten, das denkende Wesen bekommt die Dinge eher „in den Griff“; und die oberflächlichen Erkenntnisse müssen sich in dieser tieferen Zügelung als „unecht“ erweisen, die oberflächlichen (unechten)[1] Sympathien werden in neuen, tieferen Zuordnungen als Antipathien entlarvt. Das „stellt sich heraus“, d. h. die tiefere Zügelung in den Bewährungsdispositionen hat neue Verbände entwickelt, in denen die früheren angeblichen Sympathien unangebracht, unzuständig, unbefriedigend sind.

Diese „Launenhaftigkeit“ des Denkens darf nicht falsch gesehen werden; die Verbände haben ihre Bestimmungsmacht, die in keiner Weise beliebig ist. Das Vermögen, aufkeimende Determination zu protegieren und dadurch bereits etwas vor seiner Verwirklichung mehr oder weniger großzügig zu bestimmen, zu zügeln, vertieft die Denkgegebenheiten, woraus sich anderseits die Umstände ergeben, jeweils Welten „wachsen“ zu lassen, in „Vorstellungen“ zu leben, etwas „weiterentwickeln“ zu müssen, nach „tieferen Gründen“, nach „Keimen“ zu suchen, um eine Entwicklung von der tiefsten Begründung aus beginnen zu lassen. So kommt es, daß unscheinbare Keime eines oft äußerlich völlig sperrigen, feindseligen Zusammenhanges zur Wirkungsmacht gebracht werden können. Erweist sich solch ein Keim als eine, wenn auch winzige, unscheinbare Sympathie zu einem „größeren“ Denkverband, so wächst dieser Sympathiebeitrag über seinen winzigen Einsatz hinaus. Mit Hilfe der Apparate der Wirkungs-

[1] Zur Frage der Echtheit vgl. Frost, Echt und Unecht, 1923. S. 48: „Das Herz des Denkens“, zit. nach Lersch, Der Aufbau des Charakters. Leipzig 1938. S. 246 f.: „Die Innerlichkeit des Denkens“.

hilfe kann die Protektionsmacht des mächtigeren Verbandes eine ganz besondere sein, so daß das Mehr des Wachsens ein im besonderen Sinne gefördertes ist. Die jeweils erreichte Verbesserung hat eine neue „Anziehungskraft", die andere Sympathien ins Einvernehmen bringt, oder aber durch diese als unangebracht entlarvt wird, indem neue Keime sich als förderlicher für die betreffende Situation erweisen. In diesem Auf und Ab verbinden sich aber doch neue Verbände, die für die Gesamtgestalt von größter Bedeutung sein können. Auch so ergibt sich zwar das äußere Bild von „Ergänzungen", aber diese sind ganz anders zu verstehen als z. B. die Selzschen Komplexergänzungen. Man beachte z. B. die neu aufgekeimten Determinationstendenzen, welche jeweils ganz neue Möglichkeiten ins Einvernehmen bringen.

Indem Verbände (namentlich der „Großverband" der menschlichen Existenz) protegieren, gewinnen sie bereits Einflüsse im Nochnichtentschiedenen. Treffen die Führungslinien in einem tief (d. h. keimhaft) verwurzelten Verband zusammen — wir erinnern an die latenten Verbände —, so ist das eine lebenstypische Zügelung in höchster Ausbildung. Diese determiniert nicht allein aus einer drastischen Gegenmacht, sondern aus einer spezifischen Führungsmacht. Dispositionen werden so „geleitet" („gezähmt"), daß sie selbst mächtige Energieprozesse gestaltend beeinflussen können. Die Zügelung ist eine Vorbereitung, die der Gestaltung einen mehr oder weniger engen Rahmen bietet, in dem sich eine überstimmende Verschärfung verwirklicht.

Die feinen Zügelungsdispositionen sind groben Einflüssen gegenüber nicht sehr widerstandsfähig. Sie werden durch eine ganz bestimmte Welt „geschützt". Sie sind gefährdet, und das Weiterdrängen der Vertiefung der Dispositionen bringt neue Gefährdungen mit sich. Solange aber das „Herz", das Zügelungszentrum, unverletzt ist, darf manches Äußerliche in den Gestaltungen gefährdet sein, weil neue Wesen nachdrängen, weil Verletzungen regenerieren. Die immer wieder neue Zügelung schafft sich neue Bewährungen, neue Zügelungsaussichten, Lustversprechendes und Anreize, ganz allgemein ein „erfülltes" Leben. Der Mut zur Gefährdung wächst mit den bestandenen Abenteuern. Die Schöpfungen werden „reicher", damit nicht summenhaft mächtiger, wohl aber „zügelungsfähiger", innerlich bewährter. Zwar ist eine Schöpfung erst recht gelungen, wenn das Skelett erhärtet und das Fleisch vom lebenskräftigen Blute durchpulst

wird; aber nicht allein „stabilisiert" muß sie sein, sondern im inneren Wesen bewährungsdisponiert. Äußerlich kann z. B. an einer Erfindung manches unschön sein, aber die innere Zusammenstimmung darf nicht fehlen.

Künstler vergleichen die gelungene Gedankenschöpfung mit dem neugeborenen Wesen, welches den Schoß der Mutter verlassen darf. Das ist nicht bloß eine spielerische Veranschaulichung, sondern hat eine tiefere Bedeutung, die auch den Psychologen interessieren muß. Etwas ist „fertig" geworden, es ist „da", ein unmittelbarer „Zugriff" ist ermöglicht. Auch schon für das einfache Begreifen und Können müssen wir annehmen, daß Psychoorganismen geschaffen wurden, die eine unmittelbare Zugänglichkeit gewährleisten, wo früher noch nichts „da" war. Es sind Gedankenwesen zur „Welt gebracht", die sozusagen Brücke sind und den „Buckel herhalten" für ein darauf aufbauendes weiteres Denken, Forschen und Gestalten. Neue Möglichkeiten sind aufgekeimt, die vor der Keimungs- und Verschweißungsarbeit des Gestaltungsprozesses durchaus angelegt gewesen sein mögen, aber eben vorher nicht „da" waren. Jetzt aber sind sie sogar zeugungsfähig, mindestens „Werkzeug" für den Zugriff in neue Möglichkeiten, und es hat gewiß seine Berechtigung, wenn wir das ganze Wesen dieser innerlich bewegten und nur scheinbar ruhenden Vorgänge Psychoorganismen nennen.

Ein Werk ist um so besser gelungen, um so tiefer seine Bewährungsdispositionen ins Einvernehmen kommen konnten. Es ist eingewirkt in Weltmöglichkeiten. Damit stehen Plötzlichkeit, Überraschung und Ahaerlebnis (das übrigens den ganzen Menschen in Anspruch nimmt und dem äußeren Ausdruck des Denkers abgelesen werden kann — vgl. die Arbeit von Schelling[1] —) und der „rettende" Einfall im engen Zusammenhange. Irgendein Unscheinbares, Keimhaftes konnte zur Ausprägung und zu einer gewissen Wirkungsmacht gebracht werden, so daß es eine „Sperre" überbrückte, einen „Übergang" vermittelte in Zugänglichkeiten, die vordem gesperrt waren, plötzlich aber den Blick eröffnen in eine ganze Landschaft. Dem neu aufgekeimten Einvernehmen liegt eine ganze Welt zu Füßen. Von allen Seiten her strömen ihm Sympathiebeiträge zu. Nicht ein bloßes Ineinandergreifen ist hier

[1] G. Schelling, Der Ausdruck des Begreifens. *Z. ang. Psychol.* **56**, S. 347 ff. Leipzig 1939.

also vorherrschend, sondern ein eigenartiges, „weltoffenes" Einvernehmen, das mit der jeweils erfüllten Zusammenstimmung nicht erschöpft ist. „Unbegrenzte" Möglichkeiten warten noch im Hintergrunde. Die besondere Verschweißung und Fusion wird nur daraus verständlich, daß hier jene Tendenz des Weiterdrängens auch dann wirksam ist, wenn ein äußerlich sichtbares Weiterdrängen nicht mehr zustandekommt. Jeweils hinter den Tatsachen stehen neue Tatsachen. Kein bloßes Verkittet- und Verwobensein existiert hier, sondern ein drängendes Mehr, mindestens ein „Vielversprechendes" läßt es sozusagen „durchblicken", daß ein noch besseres Einvernehmen möglich sein könnte. Daraus ist die Situation des „rettenden" Einfalles zu verstehen, aus der Offenheit zu Sympathiemöglichkeiten, die durchaus nicht verwirklicht sein müssen, aber plötzlich „anstehen", da sind. Die „Sympathietendenzen" müssen auch dort beachtet werden, wo sie zu Scheingelungenheiten (und zum Scheinwissen [1]) verführen (z. B. das Perpetuum mobile!).

Es ist mit Hilfe der Komplexergänzungen und Abstraktionen und ohne das Prinzip der wachsenden Ausprägung niemals verständlich zu machen, wie etwas äußerlich Sperriges, ganz „Unmögliches", dem Erfinder oft selbst Unsympathisches, dennoch als Lösungshilfe dienen kann. Weil ein unscheinbarer „Keim" „richtig" ist, kann dieser nach dem Prinzip der wachsenden Ausprägung trotz der äußerlichen Sperrungen über sich hinaus zur besseren Wirkungsfähigkeit gebracht und durch das Einvernehmen anderer Beziehungen zu einem brauchbaren Lösungsmittel entwickelt werden. Es kommen oft gerade jene „ahnungsvollen" Lösungswege so zustande, die anfangs durch nichts als durch den Glauben an die (oft unbestimmte) „Idee" geleitet zu sein scheinen. Es muß dann aber beachtet werden, daß diese Keimungsprozesse u. a. von dem natürlichen Eingewährtsein der Denkbedeutungen abhängig sind und unsichtbar geführt werden. Vor allem die Feinspürigkeit in solchen Keimungsprozessen ist eine außergewöhnliche.

Die Wahrheit in der Gelungenheit

Das Gelungenheitsgefühl wird vorwiegend von einer Entspannung getragen, die u. a. aus dem dienenden Entgegenkommen der Sympathiebeiträge zustande kommt. Es läßt sich

[1] Vgl. Poppelreuter, Psychokritische Pädagogik. München 1933.

keine endgültige Formel aufstellen, wann ein Werk nur eine scheinbare und wann es eine endgültige Gelungenheit ist. Die Scheinbarkeit kann immer erst aus einer tieferen Verwurzelung nachgewiesen werden. Da sie selbst oft sehr eingefleischt ist, verrät sie sich erst dann, wenn eine tiefere Verwurzelung ihr Nichtverwurzeltsein aufbricht [1]. So kann eine Scheinerfindung nicht allein durch eine praktische Vorführung entlarvt werden; sie wird erst dann entlarvt, wenn man ihren Trick erraten hat, d. h. wenn eine tiefere Einsicht, eine bessere Gelungenheit, ihre Scheinbarkeit enthüllt. Das Einvernehmen der Bewährungsdispositionen versucht, die Erfindung zu sichern durch die Verpflichtung an eine „innere" Wahrheit der Schöpfung. Diese erfüllt sich im „Eingewirktsein" und „Eingewährtsein" der beteiligten Währungen. Das wahre Eingewährtsein durchstimmt die Schöpfung von einer Ganzheit her, es wird nicht vom Schöpfer „zusammengebastelt". Daß niemand so ohne weiteres aus einem Wassertropfen ein Ganzmetallflugzeug „zusammenbasteln" kann, ist nicht aus der menschlichen Schwäche und Begrenztheit zu verstehen, sondern aus den Währungsqualitäten, aus den Bedingungen, die sie im Verlauf des Weiterwachsens und Aufkeimens und der Zusammenstimmungen im Schöpfungsprozeß auswirken mußten. Nicht nur in der Determination der Denkgegebenheiten, und vor allem nicht im Sinne der Vorlagenentsprechung, sondern im ganzen Prozeß bestehen „natürliche" Bedingungen des Eingewährtseins, denen gegenüber der Schöpfer unschuldig ist. Dieses Eingewährtsein „erfaßt" den Schöpfer in einer Gelungenheit mehr als er es je erfassen könnte. Der Schöpfer hat ihm nur die einzig mögliche Welt aufgebrochen, in der es sich ausweisen kann!

Bevor die Wahrheitsfrage gestellt wird, muß bestimmt sein, was seelische Gestalten sein wollen, ob

1. Entsprechungen (Abbildung, Beschreiben, Einvernehmen, Mitschwingen, Vorlagenentsprechungen, Nachzeichnungen, Ähnlichkeiten usw.
2. Gelungenheiten (sinnvolle neue Gebilde, welche sich nicht mit Bekanntheiten ausmessen lassen).
3. Phantastereien (sinnlose Gebilde).

[1] So geht auch der Erfinder, um die Wahrheit der Gelungenheit seiner Erfindung zu erproben, jeweils mindestens „einen Schritt" über die Gelungenheit hinaus; er „probiert" z. B. seine Erfindung in Gedanken oder durch Experimente für viele Möglichkeiten aus. (Bewährungsdispositionen!) „Man versteht, wenn man es besser versteht!"

Diese Formen durchstimmen einander in den Verbänden in jeweils verschiedenem Machtverhältnis. — Sodann müssen wir verschiedene Arten der Wahrheit unterscheiden:

1. Die Wahrheit in der Vorhandenheit (der Stein an sich, der Fluß an sich, der Phantasieprozeß an sich, das „geistige" Bild an sich, das meinungsfreie Seiende und Werdende an sich, die Meinung an sich, das Lügengebilde an sich usw.),
2. die Wahrheit in der Entsprechung (z. B. die Aussagewahrheit, die Wahrheit in der Abbildung, Vorlagenentsprechung, im Beschreiben und im Mitschwingen mit dem Sein und Werden usw.),
3. die Wahrheit in der Gelungenheit (in der Gelungenheit einer Lüge und in der Gelungenheit einer Wahrheitssuche, in der Gelungenheit des Schönen und der Zwecke, der zweckfreien Gestalten, Spiele und Werteinsätze, in der Gelungenheit menschlicher und (!) außermenschlicher Werke).

Die Wahrheit in der Gelungenheit weist sich an vielen technischen, wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Schöpfungen unserer Zeit recht drastisch aus; sie darf nicht mit der Wahrheit in der Vorhandenheit verwechselt werden; denn auch das nicht gelungene Werk ist vorhanden. Sie ist zwar nicht ganz unabhängig von der Forderung der Entsprechungen, aber etwas ganz anderes als etwa eine Vorlagenwahrheit. So ist die Einsicht wesentlich, daß ein Kunstwerk keine Aussage- oder Entsprechungswahrheit, dennoch aber gelungen sein will. Zwar kann die Forderung nach Entsprechungswahrheiten das Kunstwerk noch deutlich durchstimmen (historischer Roman); aber die Lügengeschichten des Barons Münchhausen mußten nicht aussagewahr, wohl aber gelungen sein. Der Kampf um die Gelungenheit aber ist gleichzeitig Wahrheitssuche: Auch die Gelungenheit einer Lüge ist z. B. davon abhängig, daß ihre Fäden nicht nur scheinbar verknüpft wurden, sondern „eingewährt", wahrheitsmäßig verknüpft sind, denn sonst wird das Lügenmanöver „durchsichtig", läßt das, was es tarnen sollte, „durchblicken" und ist dann keine „wahre" Lüge mehr. Die Wahrheit in der Gelungenheit einer Lüge zeigt eindeutig, daß es sich hier nicht um eine Aussagewahrheit handelt!

Um ein bloßes Könnertum, das die Wahrheit entbehren könnte, handelt es sich ebenfalls nicht. Wichtig ist vor allem das wahre Herausgewachsensein und die wahre innere Zusammenstimmung einer Schöpfung. Das wahre Eingewährtsein innerlich bewegter Gestalten läßt sich nicht an Vorlagen ermitteln. Obwohl an einem Werke niemals alles gelungen sein kann, soweit es gelungen ist, stützt es sich auf dieses Eingewährtsein.

Es ist dafür immer zu fragen, was gelungen sein soll. So muß z. B. auch eine Abstraktion gelungen sein. Und wenn etwa der Lehrsatz des Pythagoras niemals soweit gelingen konnte, daß man mit ihm etwa seelische Prozesse messen kann, so ist es selbstverständlich, daß Derartiges durch ihn gar nicht gelungen sein wollte. Man kann Ideale niemals ganz aus der Welt herausnehmen, für die sie existieren!

Das innere Eingewährtsein ist kein bloßes Eingefügtsein. Es ist sozusagen Weltwirklichkeit, womit nicht gesagt ist, daß es in aller Welt zu Hause sei, aber es ist ein Stück Welt. Es wäre sonst sonderbar, daß gerade die einsamen Männer große Wahrheiten enthüllen konnten. Ihre „kleine" Welt war so sehr von einem Eingewährtsein geführt und so fein ausgesponnen, daß sie in Wirklichkeit größer war als das jeweils gültige, gröbere Geflecht der Wahrheiten für jedermann. Von einer ausgesprochenen Wirklichkeitsentfremdung kann hier also nicht die Rede sein, zumal die Gedanken dieser Einzelgänger eben heute Wahrheit für jedermann sind.

Wird durch Überredung, Suggestion und Begeisterung ein Wahrheitsmangel gedeckt, so ist das keine Gelungenheit in der Wahrheitssuche. Es ist grundsätzlich zu fragen, worin sich eine Gelungenheit bewährt. Und es ist anderseits nicht richtig, die Wahrheit in ihr zu ignorieren und einen naiven Vorlagenrealismus als einziges Wahrheitsideal herauszustellen. Es gibt Gelungenheiten in der Schönheit und im Spiel, in der Überredungskunst und in der Lüge, in zweckmäßigen und zweckfreien Werten und in der Wahrheitssuche um der Wahrheit willen. Die Gelungenheit in der Wahrheitssuche und die in der Überredung durchstimmen zwar oft einander, aber für die Wahrheitssuche ist jeweils ihre eigene Gelungenheit maßgebend. Allerdings bleibt zu beachten, daß das Genie ein verführter Verführer, ein Überlisteter ist, der wieder überlistet, und dessen geschickt getarnte Verführungskunst übrigens überhaupt erst zu jener Wahrheitssuche den Anstoß gab, die heute und morgen die Wissenschaften ernährt.

Auch die Hingebung an eine Vorlage (die „Abschrift") muß gelungen sein. Zudem ist die Welt unendlich groß und vielseitig geworden — äußerlich wenigstens — so daß es nicht mehr möglich ist, sie abzuschreiben. Das Eingewährtsein ist also eine sehr wichtige Wahrheit. Für die menschliche Wahrheitssuche existiert sie im

Rahmen der menschlichen Existenz, ist aber keineswegs subjektiver Schein! Die Gelungenheit enthält ein („natürliches") Eingewährtsein, das zwar von einer Existenz erkämpft werden mußte, zu dieser mehr oder weniger nahe bezogen bleibt, in den entsprechenden Verbänden aber unabwendige Wahrheit ist. Wo jenes („natürliche") Eingewährtsein fehlt, mangelt es an Wahrheit in der Gelungenheit.

Das Eingewährtsein ist kein Eingefügtsein, sondern es besitzt den Charakter der Transzendenz-Immanenz im Weiterdrängen.

Schrifttum

(In Auswahl)

Ach, N., Analyse des Willens. Berlin 1935.

—, Über den Begriff des Unbewußten in der Psychologie der Gegenwart. *Z. Psychol.* **129**, 1933.

—, Über die Entstehung des Bewußtseins der Willensfreiheit. Jena 1927.

—, Zur psychologischen Grundlegung der sprachlichen Verständigung. Jena 1932.

—, Über die Gefügigkeitsqualität. Jena 1930.

—, Gefügigkeitsqualität und Objektion. *Arch. ges. Psychol.* 1932, Ergbd. 2.

—, Das Kompensations- und Produktionsprinzip der Identifikation. Jena 1932.

—, Zur Lehre von der Perseveration. *Z. Psychol.* **12**.

—, Über die Willenstätigkeit und das Denken. Göttingen 1905.

—, Begriffsbildung. Bamberg 1921.

Adler, A., Praxis und Theorie der Individualpsychologie. München 1920.

Alverdes, Die Totalität des Lebendigen. Leipzig 1935.

—, Kausalität, Finalität und Ganzheit.

—. Das Leben als Sinnverwirklichung. Leipzig 1936.

Asch, Bildsprache und Humor als Ausdruck geistiger Reife. Bonn 1936.

Baeyer, Zur Genealogie psychopathischer Lügner und Schwindler. Leipzig 1935.

Bahle, J., Das Teil-Ganze-Problem im künstlerischen Schaffensprozeß. *Arch. ges. Psychol.* **99**, 1937.

—, Arbeitstypus und Inspirationstypus im Schaffen der Komponisten. *Z. Psychol.* **142**, 1938.

—, Der musikalische Schaffensprozeß. Leipzig 1936.

Bastian, Die Denkschöpfung. Berlin 1896.

Bavink, Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaften. Leipzig 1932.

Becher, Die Führerrolle des Seelischen im Großhirn. *Ann. f. Phil.* **3**, 1922.

Becker, O., Von der Hinfälligkeit des Schönen und der Abenteuerlichkeit des Künstlers. Halle 1929.

Behaghel, Bewußtes und Unbewußtes im dichterischen Schaffen. Gießen 1906.

Behn, Über Erfindung. *Phil. Jahrb.* **50**. Fulda 1937.

—, Schönheit und Magie. München 1932.

Bender, Psychische Automatismen. Leipzig 1936.
Bergson, Schöpferische Entwicklung. Jena 1930.
—, Die seelische Energie. Jena 1928.
—, Das Lachen. Jena 1928.
—, Zeit und Freiheit. Jena 1911.
Beth, M., Zur Psychologie des Ich. *Z. Psychol.* **88**, 1933.
Bethe, Plastizität und Zentrenlehre. *Handb. Physiol.* **15**. Berlin 1932.
Betz, Psychologie des Denkens. 1919.
Bleuler, Naturgeschichte der Seele. Berlin 1921.
—, Über unbewußtes psychisches Geschehen. *Z. Neur. u. Psychiatr.* **64**.
—, Psychiatrie. Berlin 1937.
Brentano, Das Genie. Leipzig 1892.
Buchheim, Logik der Tatsachen. Hellerau 1937.
Bühler, K., Über Gedankenzusammenhänge. *Arch. ges. Psychol.* **12**, 1908.
Bühler, Ch., Über Gedankenentstehung. *Z. Psychol.* **80**, 1918.
Burkhardt, H., Theoretisches zur Gestaltproblematik. *Arch. ges. Psychol.* **91**, 1934.
Bumke, O., Das Unterbewußte. Berlin 1922.
Cahan, Zur Kritik des Geniebegriffes. Bern 1911.
Chamberlain, H. St., Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. 1912.
Crinis, de, Über die Entstehung des menschlichen Geistes. *Med. Welt* 1935.
Czelinski, Der Ausdruck des Begreifens. *Z. ang. Psychol.* Leipzig 1939.
Dahlke, P., Das Buch vom Genie. Leipzig 1905.
Darmstaedter, Naturforscher und Erfinder. Leipzig 1926.
Diels, H., Antike Technik. Leipzig 1914.
Dilthey, Dichterische Einbildungskraft und Wahnsinn. 1886.
—, Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Leipzig 1927.
Dittmers, Determinationspsychologie. Osterwieck 1928.
—, Zum Gesetz der speziellen Determination. *Z. Psychol.* **99**.
McDougall, W., Aufbaukräfte der Seele. Leipzig 1933.
Driesch, H., Physische Gestalten und Organismen. *Ann. f. Phil.* **5**, 1925.
—, Philosophische Gegenwartsfragen. Leipzig 1933.
—, Wissen und Denken. Leipzig 1933.
—, Die Ordnungslehre.
—, Grundprobleme der Psychologie. Leipzig 1926.
Düker, H., Über das Gesetz der speziellen Determination. Göttingen 1925.
Dunker, Zur Psychologie des produktiven Denkens. Berlin 1935.
Eckermann, Gespräche mit Goethe.
Ehrenfels, Chr. v., Über Gestaltqualitäten. *Vjschr. f. Phil.* **14**, 1890.
Ehrenstein, W., Untersuchungen über Bewegungs- und Gestaltswahrnehmung. *Z. Psychol.* **139**.
Emmerich, Wahrheit und Wahrhaftigkeit in der Philosophie Nietzsches. Bonn 1933.
Erdmann, B., Psychologie des Denkens. 1908.
—, Funktionen der Phantasie im wissenschaftlichen Denken. Berlin 1913.
—, Umriß zur Psychologie des Denkens. Tübingen 1908.

Erdmann, Erkennen und Verstehen. 1913.
Fervers, E., Im Anschluß an de Kruif zur Logik und Psychologie der Entdeckung. *Z. ang. Psychol.* **54**, 1938.
Freud, S., Das Ich und das Es. Leipzig 1923.
—, Jenseits des Lustprinzips. Wien 1921.
—, Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. Leipzig 1912.
Fröbes, J., Lehrbuch der experimentellen Psychologie. Freiburg 1929.
Frost, Echt und Unecht. 1923.
Gerdessen, H., Die Einwirkung der Willensbetätigung auf die Eigenschaften der Bezugsvorstellungen. *Arch. ges. Psychol.* 1932, Ergbd. 2.
Giese, F., Das außerpersönliche Unbewußte. Braunschweig 1924.
—, Gestalt und Form. Jena 1932.
—, Das freie literarische Schaffen bei Jugendlichen. *Z. ang. Psychol.*, Beih. 7.
Gomperz, Das Problem der Willensfreiheit. 1907.
Grau, J., Bewußtsein, Unbewußtes, Unterbewußtes. München 1922.
Gröner, Das Schiffsäußere im Laufe der Zeiten. Rundschau Techn. Arbeit. 30. 6. 1937.
Groos, K., Über wissenschaftliche Einfälle. *Z. Psychol.* **95**, 1924.
—, Das innere „Miterleben" in der älteren Ästhetik. *Ann. Phil.* **3**, 1922.
—, Vererbte Gewohnheit? *Nederl. Tijdschr. voor Psychol.* Jg. IV, 1936.
Grünbaum, A., Über die Abstraktion der Gleichheit. *Arch. ges. Psychol.* **12**, 1908.
—, Herrschen und Lieben. Bonn 1925.
Gruhle, H., Die Weisen des Bewußtseins. *Z. f. Neurol.* **131**, 1930.
Haigis, E., Das bio-mythische Bewußtsein in der freien Märchenproduktion *Z. Psychol.* **138**, 1936.
Hamburger, Neue Theorie der Wahrnehmung und des Denkens. Berlin 1927.
Hansen, L., Das inhaltliche Gedächtnis. *Z. Psychol.* **88**, 1933.
Harder, Plotins Schriften. Leipzig 1937.
Hartmann, Ed. v., Philosophie des Unbewußten. 1924.
Hartmann, N., Das Problem des geistigen Seins. Berlin 1933.
Hausegger, v., Die künstlerische Persönlichkeit. Wien 1897.
Heidegger, M., Die Lehre vom Urteil im Psychologismus. Leipzig 1914.
—, Hölderlin und das Wesen der Dichtung. München 1937.
—, Was ist Metaphysik? Bonn 1930.
—, Sein und Zeit. Halle 1929.
—, Vom Wesen des Grundes. Halle 1931.
Hellpach, W., Schöpferische Unvernunft? Leipzig 1937.
Henning, H., Experimentelle Untersuchungen zur Denkpsychologie. *Z. Psychol.* **81**, 1919.
Hennig, Das Wesen das Bewußtseins. Leipzig 1912.
Hönigswald, R., Grundlagen der Denkpsychologie. München 1921.
Hönncher, E., Ganzheit und Struktur. *Jb. d. Wissenschaft*, 1937, 1. H.
Hösslin, Schöpferische Funktionen des Geistes. München 1921.
Husserl, E., Logische Untersuchungen. Halle 1913.
Jacobi, Das Zwangsmäßige im dichterischen Schaffen Goethes. Langensalza 1915.

Jaensch, E. R., Grundformen menschlichen Seins. Berlin 1929.
— u. Grünhut, Über Gestaltpsychologie und Gestalttheorie. Langensalza 1929.
Jünger, F. G., Über das Komische. Berlin 1936.
Jung, C. G., Über die Energetik der Seele. Zürich 1928.
—, Das Unbewußte im normalen und kranken Seelenleben. Zürich 1926.
—, Die Psychologie der unbewußten Prozesse. Zürich 1917.
Kaltofen, Untersuchungen zur Psychologie der Beziehungserfassung. *Arch. ges. Psychol.* **92**, 1934.
Kankeleit, Die schöpferische Macht des Unbewußten. 1933.
Karkosch, Über die Anfänge der Lehre von den Gestaltqualitäten. *Arch. ges. Psychol.* **93**, 1935.
Kaufmann, Die Bedeutung der künstlerischen Stimmung. I. Teil. Halle 1929.
Keller, H., Bekanntheits- und Fremdheitsgefühl. *Z. Psychol.* **96**, 1925.
King, Komplexbreite und Perseveration. *Arch. ges. Psychol.* **92**, 1934.
Kierkegaard, S., Die Krankheit zum Tode. Jena 1911.
Klages, L., Vom Wesen des Bewußtseins. Leipzig 1933.
—, Vom Wesen des Rhythmus. Kampen 1934.
—, Der Geist als Widersacher der Seele. Leipzig 1929.
—, Grundlagen der Charakterkunde. Leipzig 1926.
—, Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft. Leipzig 1923
Köhler, O., Das Ganzheitsproblem in der Biologie. Halle 1933.
Köhler, W., Intelligenzprüfungen am Menschenaffen. Berlin 1921.
—, Komplextheorie und Gestalttheorie. *Psychol. Forsch.* **6**. Berlin 1925.
—, Psychologische Probleme. Berlin 1933.
—, Die physischen Gestalten in Ruhe und stationärem Zustand. Erlangen 1924.
Kohlhagen, F., Über die Gefügigkeitsqualität und ihre Bedeutung für die Kategorie. *Arch. ges. Psychol.* 1932. Ergbd. 2.
Krannhals, P., Das organische Weltbild. München 1928.
Kreibig, Beiträge zur Psychologie des Kunstschaffens. *Z. f. Ästh.* **4**. Stuttgart 1909.
Kretschmer, E., Geniale Menschen. Berlin 1929.
—, Körperbau und Charakter. Berlin 1923.
Kroh, O., Eine einzigartige Begabung und deren psychologische Analyse. Göttingen 1922.
—, Eidetiker unter deutschen Dichtern. *Z. Psychol.* **85**, 1920.
Kruif, de, Kämpfer für das Leben. Berlin 1933.
Krüger, F., Das Problem der Ganzheit. *Bl. f. Phil.* **6**, 1/2, 1932/3.
—, Der Strukturbegriff in der Psychologie. Jena 1924.
—, Das Wesen der Gefühle. Leipzig 1929.
—, Zweckmäßigkeit, Sinn und Wert. *Bl. d. Phil.* **7**, 1933/4.
Kübler, Beiträge zum Problem des Unbewußten. Elberfeld 1936.
Külpe, O., Vorlesungen über Psychologie. 1922.
Lange-Eichbaum, Genie- Irrsinn und Ruhm. München 1928.
Leibniz, Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie. Leipzig 1906.
— Die Hauptwerke. Übers. v. Krüger, Leipzig 1933.

Lenard, Große Naturforscher. München 1930.
Lersch, Ph., Der Aufbau des Charakters. Leipzig 1938.
Lindworsky, J., Theoretische Psychologie. Leipzig 1926.
—, Das schlußfolgernde Denken. Freiburg 1916.
—, Der Wille. Leipzig 1923.
Lipps, Th., Leitfaden der Psychologie. 1906.
—, Vom Fühlen, Wollen, Denken. 1902.
Lombroso, Genie und Entartung. Leipzig 1910.
Lotze, H., Logik I. Leipzig 1912.
Mach, E., Erkenntnis und Irrtum. 1905.
Mahnke, D., Leibniz und Goethe. Erfurt 1927.
—, Eine neue Monadologie. Berlin 1917.
—, Unendliche Sphäre und Allmittelpunkt. Halle 1937.
Maier, H., Psychologie des emotionalen Denkens. Tübingen 1908.
Marbe, K., Über die Gleichförmigkeit in der Welt. München 1919.
—, Über die Gleichförmigkeit psychischen Geschehens.
—, Experimentelle Untersuchungen über das Urteil. 1910.
Martin, L. J., Über die Abhängigkeit visueller Vorstellungsbilder vom Denken. *Z. Psychol.* **70**, 1914.
—, Ein Beitrag zur Erforschung des Unbewußten. Leipzig 1915.
Matthei, R., Das Gestaltproblem. München 1929.
Meinecke, F., Schiller und der Individualitätsgedanke. Leipzig 1937.
—, Die Entstehung des Historismus. München 1936.
Meinecke, G., Einige technische Konstruktionsaufgaben und deren Lösungsmethoden. *Arch. ges. Psychol.* **92**, 1934.
—, Naturgesetze des Immateriellen. Euker, Marburg 1937.
Meumann, E., Intelligenz und Wille. 1908.
Mierke, Über Objektionsfähigkeit und ihre Bedeutung für die Typenlehre. *Arch. ges. Psych.* **89**, 1933.
Müller, O., Die Lehre vom Unbewußten in der deutschen Philosophie. München 1930.
Müller-Freienfels, Zur Psychologie der ästhetischen Elementarerscheinungen. *Vjschr. f. wiss. Phil.* **32**.
—, Zur Analyse der schöpferischen Phantasie. *Vjschr. f. wiss. Phil.* **33**.
—, Zur Psychologie der Erregungs und Rauschzustände. *Z. Psychol.* **57**, 1910.
—, Das Überindividuelle im individuellen Seelenleben. Jena 1932.
—, Beiträge zum wortlosen Denken. *Arch. ges. Psychol.* **23**.
—, Der Einfluß der Gefühle u. motor. Faktoren auf Assoz. u. Denken. *Arch. ges. Psychol.* **27**, 1913.
Netschajeff, A., Schöpferische Typen. *Arch. ges. Psychol.* **80**, 1931.
—, Inspiration. *Arch. ges. Psychol.* 1929.
Neumann, Ganzheit und Komplex. *Z. ang. Psychol.* **54**, 1938.
Nietzsche, Ecce homo (Ges. Werke).
Ohnesorge, O., „Schraubrill". Die Geschichte einer Erfindung. Berlin 1937.
Ostwald, W., Große Männer. Bd. I. Leipzig 1919.
Otto, R., Das Heilige. Breslau 1922.
Paul, A., Wie empfindet, denkt und handelt der geniale Mensch? Berlin 1904.

Paulsen, Lotte, Phantasievorgänge bei Deutung sinnarmer Farbkomplexe. *Arch. ges. Psychol.* **99**, 1937.
Petermann, P., Die Wertheimer-Koffka-Köhlersche Gestalttheorie und das Gestaltproblem. 1929.
—, Wesensfragen menschlichen Seins. Leipzig 1938.
Peters, Über Ähnlichkeitsassoziation. *Z. Psychol.* **56**, 1910.
Pfänder, Die Seele des Menschen. Halle 1933.
Pfister, Die Entstehung der künstlerischen Inspiration. *Imago.* Leipzig 1913.
Pick, Über Gedankenkontamination. *Z. Psychol.* **82**, 1919.
Pirandello, Was ist ein Genie? *Hannov. Anz.* **51**, 1936.
Plaut, Die Psychologie der produktiven Persönlichkeit. Stuttgart 1929.
Poppelreuter, W., Psychokritische Pädagogik. München 1933.
Praeger, Beiträge zum Angstneuroseproblem. *Z. f. Neur. Psychiatr.* **157**, 4./5. Heft.
Prandtl, A., Assoziationspsychologie. Osterwieck 1928.
Prinzhorn, Bildnerei der Geisteskrankheiten. Berlin 1922.
—, Das bildnerische Schaffen der Geisteskrankheiten. *Z. f. Neurol. u. Psychiatr.* **52**, 1919.
Rabl, Das Problem der Willensfreiheit. München 1933.
Rangette, Die elementaren Inhalte der Denkprozesse. *Arch. ges. Psychol.* **36**, 1917.
Révész, Das frühzeitige Auftreten der Begabung. Leipzig 1921.
Ribot, Schöpferkraft und Phantasie. Bonn 1902.
Rickert, Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. 1913.
Rilke, R. M., Briefe aus Muzot. Leipzig 1935.
Roenau, E., Phänomenologie und Pathologie des Willens. *Z. f. ges. Psychiatr. u. Neurol.* **157**.
Rothacker, E., Vom Wesen des Schöpferischen. *Bl. f. d. Phil.* **10**, 4. H., 1936.
—, Vom Geist des Erfindens. *Stahl u. Eisen* **57**, 1. H., S. 1/5, 1937.
—, Die Schichten der Persönlichkeit. Leipzig 1937.
—, Logik und Systematik der Geisteswissenschaften. München 1927.
—, Geschichtsphilosophie. München 1924.
Sadger, J., Über das Unbewußte und die Träume bei Hebbel. Leipzig 1913.
Sanctis, Sante de. Psychologie des Traumes. München 1922.
Sander, F., Experimentelle Ergebnisse der Gestaltpsychologie. Leipzig 1927.
Sander-Rindtorf, Zur Psychologie des Dichtkindes. *Z. f. päd. Psychol.* **32**, 1931.
Schadeberg, Über den Einstellungscharakter komplexer Erlebnisse. 4. H. München 1934.
Scheler, M., Wesen und Formen der Sympathie. Bonn 1923.
—, Die Stellung des Menschen im Kosmos. Darmstadt 1928.
—, Vom Ewigen im Menschen I. Leipzig 1923.
Schlapp, Kants Lehre vom Genie und die Entstehung der Urteilskraft. Göttingen 1901.
Schmalenbach, H., Leibniz. München 1921.
Schmëing, K., Die mehrfache Pubertät. Berlin 1930.
—, Pubertätsperioden und geistige Produktion. Jena 1932.
—, Gestalt, Sexualität und Entwicklungsstufen. *Vjschr. f. Jugendk.* 3. Jg. 4. H., 1933.

Schneider, K., Pathopsychologie im Grundriß. Berlin 1931.
Schröder, Exp. Untersuchungen über Bedeutungserfassung. *Arch. ges. Psychol.* **90**, 1934.
Schröter, Philosophie der Technik. München 1934.
Seifert, Über Abstraktion und Gestaltauffassung. *Z. Psychol.* **78**.
—, Über Struktur und Gefügigkeitsqualität. *Arch. ges. Psychol.* **88**, 1933.
Selz, O., Der schöpferische Mensch. *Z. f. päd. Psychol.* **32**. Leipzig 1931.
—, Die Gesetze der produktiven Tätigkeit. *Arch. ges. Psychol.* **27**, 1913.
—, Psychologie des Denkens und des Irrtums. Bonn 1922.
—, Die experimentelle Untersuchung des Willensaktes. *Z. Psychol.* **57**, 1910.
Siebert, Die Einstellung im freien Einfall. *Arch. ges. Psychol.* **90**, 1934.
—, Fehlleistung und Traum. Leipzig 1934.
—, Die Gestaltbildung im Traum. *Arch. ges. Psychol.* **90**, 1934.
—, Einstellung und Denken. *Arch. ges. Psychol.* **82**.
—, Plastisches Erlebnis und Träume. *Arch. ges. Psychol.* **82**, H. 3./4.
Silberer, Der Zufall. Bern 1921.
Simmel, G., Lebensanschauung. 1918.
—, Rembrandt. 1917.
Solger, „Erwin". (Hrsg. Kurt.) Berlin 1907.
Spengler, O., Der Mensch und die Technik. München 1931.
Spranger, E., Die Frage nach der Einheit der Psychologie. Berl. Sitz. Ber. Phil. Kl. 1926.
Stekel, Träume der Dichter. Wiesbaden 1912.
Stoerring, G., Psychologie des menschlichen Gefühlslebens. Bonn 1922.
Storch, A., Das archäisch-primitive Erleben und Denken des Schizophrenen. Berlin 1922.
Spemann, Die Organisatoren in der tierischen Entwicklung. *Naturwissenschaften* 1924.
Uexküll, Die Lebenslehre. Potsdam 1930.
—, Theoretische Biologie 1920.
—, Umwelt und Innenwelt der Tiere. 1921.
—, Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen. 1934.
Varendonck, Über das unbewußte phantasierende Denken. Leipzig 1922.
Vaerting, M., Physiologische Ursachen geistiger Höchstleistung. Bonn 1922.
Vierkandt, Gesellschaftslehre. Stuttgart 1923.
Volkelt, J., Das Problem der Individualität. München 1928.
—, Die Traumphantasie. Stuttgart 1875.
—, Das ästhetische Bewußtsein. München 1920.
—, Ästhetik des Tragischen. München 1923.
—, System der Ästhetik. München 1914.
—, Die Quellen der menschlichen Gewißheit. 1906.
—, Gewißheit und Wahrheit. München 1918.
—, Die Gefühlsgewißheit. München 1922.
—, Zwischen Dichtung und Philosophie. München 1908.
Weininger, Geschlecht und Charakter. Wien 1906.
Wendel, Über das Genie. Straßburg 1909.
Wenzl, Theorie der Begabung. Leipzig 1934.
—, Erinnerungsarbeit bei erschwerter Wortfindung. *Arch. ges. Psychol.* **85** u. **97**.

Werner, H., Einführung in die Entwicklungspsychologie. Leipzig 1926.
Windelband, W., Die Hypothese des Unbewußten. Heidelberg 1914.
—, Über Gleichheit und Identität. Heidelberg 1910.
Wirth, W., Der experimentelle Aufbau und die Erklärung eines neuen Ganzen aus bekannten Elementen. Jena 1932.
—, Zur Zurückführung der seelischen Akte auf Bewußtseinsinhalte und psychische Dispositionen. Jena 1923.
—, Zur Orientierung der Philosophie am Bewußtseinsbegriff. München.
—, Zu den Bewußtseinsphänomenen der Gestaltauffassung. *Arch. ges. Psychol.* **91**.
Wundt, W., Einführung in die Psychologie. 1920.
Ziehen, Gestalten, Strukturen, Kausalgesetze. Berlin 1933.
Zilien, Über pseudolog. Konstitution. *Ref. Zentr.-Bl. Neur.* **47**, S. 245, 1927.

Abkürzungen

Arch. ges. Psychol. = Archiv für die gesamte Psychologie.
Z. ang. Psychol. = Zeitschrift f. angewandte Psychologie.
Z. Psychol. = Zeitschrift für Psychologie.

(Anschrift: Dr. Georg Meinecke, Berlin-Charlottenburg, Fritschestr. 59 IV, l.)

Lebenslauf

Ich wurde am 28. Juni 1911 als Sohn des Bäckers Georg Meinecke und seiner Ehefrau Lina, geb. Wöbbeking, in Hannover geboren. Ich bin evangelisch. Bis zu meinem 14. Lebensjahre besuchte ich die vierklassige Volksschule in Osterwald (Kr. Hameln). Später besuchte ich ein Jahr die Städtische Handelsschule in Hameln, ein Jahr das Technikum in Lage i. L. und war mehrere Jahre in technischen und kaufmännischen Betrieben berufstätig. März 1935 bestand ich die Prüfung für die Zulassung zum Studium ohne Reifezeugnis und wurde vom Herrn Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung für das Fach der Geisteswissenschaften in der Philosophischen Fakultät mit den Berechtigungen des Reifezeugnisses der deutschen Oberschule zugelassen. Ich studierte vier Semester in Marburg und zwei Semester in Bonn. Meine Lehrer waren die Herren Professoren: Rothacker, Behn, Becker, Reichensperger, Heidermanns, Dr. Roters, Dr. Bender in Bonn und Jaensch, Mahncke, Alverdes, Schlieper, Matthes, Dr. Krüger und Dr. Klein in Marburg. Ich danke meinen Lehrern, insbesondere Herrn Prof. Rothacker, für wertvolle Anregungen.

An dieser Stelle danke ich auch Herrn Prof. Bavink (Bielefeld) für seine derzeitige Beantragung der Begabtenprüfung und dem Reichsstudentenwerk (Abt. Reichsförderung) für die großzügige finanzielle Unterstützung meines Studiums.

Georg Meinecke